

VORREDE

Das Gehirn des Menschen und sein Ich stehen in einer engen wechselseitigen Beziehung. Diese Beziehung läßt sich nicht leugnen, aber das Wesen dieser Beziehung ist bis auf den heutigen Tag nicht ergründet worden. Seit vielen Jahrhunderten hat sich die Menschheit mit der Frage nach der Natur dieser Beziehung beschäftigt, mit dem Leib-Seele-Problem, wie man es häufig nannte. Doch ist es bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, eine befriedigende Lösung zu finden. Auch die neuerdings viel erörterte These der Identität körperlicher und seelischer Strukturen bietet bei näherer Betrachtung keine befriedigende Antwort, ebensowenig wie die These der Interaktion von Ich und Gehirn. Hoimar von Ditfurth umschreibt es so:

"Es besteht Grund zu der Vermutung, daß ein wirkliches Verständnis des sogenannten Leib-Seele-Problems erst von einer kognitiven Metaebene möglich wäre, die jenseits des von unserem Gehirn auf seinem heutigen Entwicklungsstand realisierten Erkenntnishorizonts liegt" (Ditfurth, Unbegreifliche Realität, Rasch und Röhring, 1987, Seite 290).

Hoimar von Ditfurth irrt. Es gibt eine Lösung, eine verblüffende Lösung zumal, die dem Menschen heutiger Prägung durchaus zugänglich ist. Diese findet sich in meiner Schrift

Das Organ im Organ oder das Gehirn an sich,

die ich hierdurch der Öffentlichkeit unterbreite. Nachstehend gebe ich einen zusammenfassenden Überblick über den Lösungsweg, um den Einstieg in die Gedankengänge zu erleichtern.

Vorab sei ein Hinweis erlaubt: Die Notwendigkeit einer Lösung des Leib-Seele-Problems ist aktueller denn je. Zwar ist das Wissen der Menschheit ins Ungemessene gewachsen, und es wächst weiter und weiter. Aber alles dieses Wissen steht auf unsicherem Boden. Alles Wissen der Menschheit über die Welt beruht auf Wahrnehmungen und Denkprozessen, welche diese Wahrnehmungen auswerten, also auf subjektiven Abläufen, welche sich im Ich vollziehen. Gerade die Wahrnehmungen, die - als Beobachtung und Experiment - zwangsläufig am Anfang jedweder Forschung und Entdeckung angesiedelt sind, machen das Problem besonders deutlich. Jede Wahrnehmung ist ein subjektives Erleben, ein "ich nehme wahr". Zu jeder Wahrnehmung - so dürfen wir annehmen - gibt es im Gehirn des Wahrnehmenden eine zugehörige Hirnstruktur, eine "physiologische Wahrnehmungsentsprechung".

Gerade die neuere Erkenntnis lehrt, daß die Wahrnehmung und der zugehörige Hirnprozeß einander nicht im mindesten gleichen. Hier gibt es nicht die Spur einer Ähnlichkeit oder bildhaften Entsprechung. Die Untersuchung des Gehirns erweist, daß dort keine Bilder dessen sind, was das Ich als Wahrnehmung erlebt. Mehr noch: Wir finden in der Hirnstruktur keinerlei Hinweis darauf, wie sie die Bilder entstehen läßt, die als Inhalte unserer Wahrnehmungen erscheinen.

Diese Umstände müssen uns beunruhigen. Wie sollen wir der Botschaft vertrauen, welche uns die Wahrnehmung vermittelt, wenn an der Wurzel jeder Wahrnehmung ein solches Rätsel nistet? Das bedeutet: Solange die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Hirnstruktur nicht geklärt ist, steht unser gesamtes Wissen über die Welt unter einem prinzipiellen Vorbehalt.

Die Verschiedenheit von Wahrnehmung und Hirnstruktur schließt - neben anderen Erwägungen - die Identität beider Größen aus. Was verschieden ist, kann nicht dasselbe sein. Hinzu kommt dieses: Die Hirnstruktur ist Teil des menschlichen Körpers und als solcher ein objektiver Befund, Teil der objektiven Welt der Dinge und Ereignisse. Die Wahrnehmung dagegen ist Teil des Ich, welches wir als Inbegriff aller subjektiven Abläufe und Erfahrungen verstehen. Die objektive Welt der Körper und die subjektive Welt des Ich sind grundlegend und qualitativ verschieden, so verschieden wie ein Gedanke und ein Ziegelstein. Was der einen Welt angehört, kann nicht mit Teilen der anderen Welt identisch sein.

Die Identitätsthese setzt sich über diese Bedenken hinweg. Sie setzt ein Mysterium an die Stelle der Erklärung. Auf diese Weise bietet sie eine Scheinlösung, die unter mehreren Gesichtspunkten bedenklich ist. Zunächst hält sie davon ab, den Dingen auf den eigentlichen Grund zu gehen, weil sie uns durch den Schein der Erklärung beruhigt. Zum anderen vermengt sie zwei Welten, die doch strikt geschieden sind, die Welt des Ich und die Welt der Körper. Durch diese Vermengung entsteht ein Durcheinander der Begriffe, ein Hin- und Herspringen von einer Begriffswelt zur anderen, was den klärenden Denkprozeß notwendig vereitelt.

Hier liegt auch die Schwäche der These einer Interaktion von Hirn und Ich. Diese These bejaht zwar den dualistischen Ausgangspunkt, postuliert aber eine Wechselwirkung von einer Welt zur anderen. Eine solche Wechselwirkung ist aber mit einem richtig verstandenen, d. h. strikten Dualismus nicht vereinbar. Folgerichtig mußte der Versuch mißlingen, die Natur dieser

Wechselwirkung inhaltlich zu erklären, einfach deswegen, weil es diese Wechselwirkung nicht gibt und nicht geben kann.

Die einzig mögliche Lösung des Problems setzt voraus, daß zunächst der fundamentale Gegensatz von Ichwelt und Körperwelt uneingeschränkt bejaht wird. Um die Kluft zwischen diesen Welten zu überwinden, muß die Kluft zunächst in ihrer ganzen Tiefe begriffen und ausgemessen werden. So paradox es klingt: Nur ein strikter Dualismus kann zu einer Lösung führen, die schließlich den Dualismus auf anderer Ebene überwindet.

Dieser Dualismus besagt: Jede dieser Welten ist ein in sich geschlossener Kosmos. Von keiner dieser Welten geht eine Wirkung (im Sinne einer Einwirkung) zur anderen. Daher kann es allein weiterführen, wenn man versucht, jede der beiden Welten für sich zu erforschen, so als gäbe es die andere nicht. Es liegt nahe, bei der objektiven Welt der Körper, d. h. der gegenständlichen Dinge zu beginnen. Zu dieser gehört das Gehirn. Dieses gilt es hiernach als objektiven Befund zu begreifen und als solchen zu erforschen, als Ding unter Dingen, und zwar so, als gäbe es kein Ich und keine Wahrnehmungen, die in irgend einer Beziehung zum Gehirn stünden. Wir müssen gleichsam die Position eines extraterrestrischen Wesens beziehen, das unversehens auf menschliche Gehirne trifft und keine Ahnung hat, daß es ein Icherleben oder Wahrnehmungen gibt.

Dieses Wesen würde unschwer erkennen: Das Gehirn ist ein Steuerungsorgan; es steuert den menschlichen Körper, der ja auch als ein rein objektiver Befund gewertet werden muß. Auch die genauesten Untersuchungen, die das außerirdische Wesen anstellt, würden kein grundsätzliches Rätsel zutage fördern, schon gar nicht ein Rätsel im Sinne des Leib-Seele-Problems. Vielmehr wäre der Befund - ein menschlicher Körper, gesteuert durch ein Gehirn - aus sich heraus plausibel zu erklären. Die gesamten Abläufe - so subtil und vielschichtig sie sein mögen - folgen doch uneingeschränkt den von der Naturwissenschaft beschriebenen Geboten der objektiven Welt, so daß es nicht erforderlich wäre, Größen zur Erklärung heranzuziehen, die außerhalb dieser Welt liegen. Auch gibt es im Gehirn (bzw. in der Gehirn-Körper-Einheit) weder einen Überschuß noch ein Manko an Energie, oder - allgemeiner gesprochen - weder einen Überschuß noch einen Fehlbestand an Kausalität, der als Hinweis gedeutet werden könnte, daß von jenseits dieser Einheit andere Größen in das Gesamtgeschehen eingriffen oder von diesem Geschehen beeinflußt seien. Gehirn und Körper bilden aus der Sicht des außerirdischen Betrachters ein verständliches Ganzes, einen hochkomplizierten, aber uneingeschränkt erklärbaren Mechanismus. L'homme machine, so würde das Sternenwesen sagen.

Das Sternenwesen würde weiterhin erkennen: Das Gehirn hält, um seine Aufgabe zu erfüllen, Kontakt zu seinem Umfeld. Dieser Kontakt wird durch die Sinnesorgane hergestellt, die ja, als Körperteile, ebenfalls zur Welt der objektiven Gegebenheiten gehören.

Allerdings würde dem Sternenwesen eines auffallen: Die Sinnesorgane übertragen keine Bilder des Umfelds in das Gehirn; das Umfeld des Gehirns wird im Gehirn nicht abgebildet. Der Mensch (verstanden als Körper), der einen Apfel erblickt, entwickelt in seinem Gehirn kein Abbild des Apfels. Gleichwohl hat er keine Schwierigkeiten, den Apfel als Nahrung einzuordnen, zu begreifen und zum Munde zu führen.

Bei diesem Sachverhalt handelt es sich nicht um die Verschiedenheit von Wahrnehmung und zugehörigem Hirnbestandteil; es geht nicht um einen Vergleich der Wahrnehmung des Apfels (Wahrnehmung als Ichfunktion) mit der zugehörigen Hirnpartie. Diese Verschiedenheit würde das Sternenwesen nicht erraten können, da es ja vom Ich und seinen Funktionen nichts weiß. Es geht vielmehr um die Verschiedenheit des - objektiv gegebenen - Apfels im Verhältnis zur - objektiv gegebenen - Hirnstruktur. Dieses Problem muß vom Leib-Seele-Problem und seinen Varianten schärfstens geschieden werden (obwohl eine befremdliche Ähnlichkeit zum Leib-Seele-Problem ins Auge sticht).

Der beschriebene - im objektiven Bereich ermittelte - Befund läßt sich im übrigen vergleichsweise leicht erklären. Das Gehirn - als Steuerungszentrale des Körpers - repräsentiert sein Umfeld in sich nicht durch Bilder, sondern durch Symbole. Symbole brauchen keinen Bildwert zu enthalten. Die Verwendung von Symbolen hat vielfältige Vorteile und ist vermutlich aus "technischen" Gründen zwingend geboten.

Die Hirnstruktur, die entsteht, wenn das Gehirn über das Auge Kontakt mit dem Apfel nimmt, ist kein Abbild des Apfels, sondern ein Symbol, welches den Apfel bedeutet und im System des Gehirns repräsentiert. Es bildet den Apfel ebensowenig ab, wie die Zeigerstellung der Uhr den jeweiligen Zeitpunkt abformt. Ebensowenig ist das Tachometer ein Abbild der Geschwindigkeit, das Thermometer ein Bild der Temperatur oder der Buchstabe "a" ein Konterfei des Lautes "a".

Halten wir fest: Das Gehirn (als objektiver Befund) bildet die Gegenstände seines Umfelds (ihrerseits objektive Befunde) nicht ab, sondern vermerkt sie in sich durch eine ganz eigentümlich verfremdete, aber wahrscheinlich höchst zweckmäßige Welt von Symbolen.

Hieran schließt sich der erste, wichtige Gedankenschritt: Auch das Gehirn ist ein objektiver Befund. Es kann auf sich selber die gleiche Erkundungstechnik anwenden, die es auf sein Umfeld ansetzt, da es sich ja von diesem Umfeld in qualitativer Hinsicht nicht grundsätzlich unterscheidet. Das Gehirn ist schließlich Teil seines Umfelds, eingebettet in dieses und dessen Gesetzmäßigkeiten.

Was geschieht, wenn das Gehirn in diesem Sinne die systemeigene Erkundungstechnik auf sich selber ansetzt? Im Gehirn entsteht eine physiologische Wahrnehmungsentsprechung; diese ist aber kein Bild des Gehirns, sondern - wie in allen anderen Fällen - ein Symbol (bzw. eine Symbolgruppe), die das Gehirn im Gehirn repräsentiert, ohne es im mindesten abzubilden.

Das Gehirn nenne ich in diesem Zusammenhang G1. Die Symbolgruppe in G1, die für G1 steht, nenne ich G2. G2 ist gleichsam das Gehirn im Gehirn, aber vom Gehirn (G1) grundlegend und qualitativ verschieden, nämlich in dem gleichen Sinne und Umfang, wie sich die Hirnstrukturen auch sonst von den Umfeldsegmenten unterscheiden, die sie im Hirn repräsentieren.

Wenn G1 sich selber im vorbezeichneten Sinne erkundet, entsteht G2 in G1. Wenn diese Erkundung lückenlos wäre, dann würde sie sich auch auf G2 erstrecken, da dieses ja Bestandteil von G1 ist. In G1 (und zugleich in G2) entstünde eine Symbolgruppe, die G2 repräsentiert. Diese nenne ich G3 (das Gehirn im Gehirn im Gehirn). Auch G3 ist Bestandteil des Gehirns. Bei lückenloser Erfassung würden sich auch Symbole für G3 bilden, und es entstünde G4. Dieser Gedanke läßt sich unbegrenzt fortführen, über G4 und G5 hinaus ins Unendliche.

Natürlich ist dieses ein theoretischer Gedankengang, der sich realiter nicht nachvollziehen läßt. Auf den praktischen Nachvollzug kommt es nicht an. Wichtig ist nur der theoretische Ansatz, der zu der Erkenntnis führt: Es gibt kein grundsätzliches Hindernis, welches verbietet, daß das Gehirn im Gehirn im Gehirn usw. in endloser Folge erscheinen könnte, wie ein Gegenstand zwischen zwei Spiegeln, allerdings mit der Maßgabe, daß ein Glied in der Reihe vom nächsten grundverschieden ist, da es sich nicht um eine Folge von Spiegelungen handelt, sondern um Symbole für Symbole, Zeichen für Zeichen, Hieroglyphen für Hieroglyphen.

Wir fanden also die Reihe G1, G2, G3, G4 und so fort. Diese Reihe beginnt mit G1 und setzt sich über G4 und G5 in endloser Folge fort. Beginnt sie wirklich bei G1? Oder gibt es am Ende ein Glied vor G1, gewissermaßen Go? Wie müßte Go beschaffen sein?

Die Beziehung zwischen Go und G1 wäre uns bekannt. Es wäre die nämliche Beziehung wie die zwischen G1 und G2. Hiernach wäre G1 eine Symbolgruppe in Go, welche Go in der von Go benutzten systemeigenen Zeichenschrift repräsentiert. Go müßte ein Steuerungsorgan sein, das sich über sein Umfeld dadurch unterrichtet hält, daß es in sich systemeigene Symbole für das Umfeld aufnimmt (insoweit also wie G1 verfährt), und das, indem es diese Technik auf sich selbst ansetzt, das Gehirn (G1) in sich entstehen läßt.

Gibt es Go? In der objektiven Welt der Körper ist es nicht zu finden, denn hier beginnt die Reihe mit G1, und es ist nicht vorstellbar, daß es in dieser Reihe ein Glied vor G1 gibt. Wir müßten also aus der objektiven Körperwelt heraustreten, um Go zu finden.

Es gibt eine Größe, die den genannten Erfordernissen Rechnung trägt. Sie ist uns vertraut und läßt sich mit Go, das sich aus unserer Extrapolation ergibt, uneingeschränkt zur Deckung bringen. Diese Größe ist das Ich, das am Anfang unserer Überlegungen stand. Also drängt sich die Frage auf: Ist Go dasselbe wie das Ich? Gilt der Satz "Go, c'est moi"?

Es bestehen keine Bedenken, daß Ich als ein Steuerungsorgan zu interpretieren und die Bewußtseinsinhalte als die "Innensicht" dieses Organs zu begreifen. Hiernach wäre das Ich ein Steuerungsorgan, dem Gehirn vergleichbar, aber mit dem Gehirn ebensowenig identisch wie das Gehirn mit G2. Die einzelnen Funktionen des Ich, die Gedanken, Empfindungen und Wahrnehmungen, wären Bestandteile dieses Steuerungssystems; das Ich würde sie erleben als eigene Bestandteile, durch Innewerden der eigenen Struktur.

Wo sind die Symbole, die das Steuerungssystem vom Typ Ich bildet und mit deren Hilfe es sein Umfeld in sich repräsentiert? Diese Symbole sind natürlich die Wahrnehmungen. Diese sind - als Wahrnehmungserleben - Bestandteile des Ich. Sie sind Ichfunktionen, und das Ich erfährt sie, indem es seine eigenen Strukturen erlebt. An dieser Stelle wird eines deutlich: Die Wahrnehmungen sind keine Abbilder des Umfelds, welches das Ich umgibt. Wir müssen die Wahrnehmungen vielmehr nach dieser Prämisse als Symbole begreifen. Sie bilden das Umfeld des

Ich ebensowenig ab wie die Wahrnehmungskorrelate im Gehirn das Umfeld, welches das Gehirn umschließt.

Die Welt, in der wir leben und die uns zugehört, ist nach dieser Vorgabe nichts anderes als die Innensicht eines gewaltigen Steuerungsorgans, in das wir schicksalhaft eingefangen sind, weil wir es selber sind. Unsere Wahrnehmungen sind Symbole für die Gegebenheiten unseres Umfelds, ebenso zweckmäßig wie bildlos. Unser Erfahrungshorizont ist auf die Wahrnehmungen beschränkt; denn wir können natürlich nicht über die Wahrnehmungen hinaus oder an den Wahrnehmungen vorbei wahrnehmen. Unsere ganze Kenntnis über unser Umfeld folgt aus den Wahrnehmungen, und diese sind keine Bilder, sondern Symbole, Hieroglyphen, seltsam verfremdete Zeichen.

Daher ist unser Umfeld ganz anders als alles, was in unseren Wahrnehmungen erscheint. Es unterscheidet sich von den Inhalten unserer Wahrnehmungen ebenso grundlegend wie das Umfeld des Gehirns vom Inhalt des Gehirns. Überflüssig zu sagen, daß das Umfeld des Ich etwas anderes ist als das Umfeld des Gehirns. Das Umfeld des Hirns ist - mitsamt dem Hirn selbst - Inhalt unserer Wahrnehmungen und als solches Teil der "Innensicht" des Steuerungsorgans "Ich".

Das Umfeld des Ich ist für uns im strikten Wortsinn unvorstellbar, weil die Wahrnehmungen keine Bilder des Umfelds enthalten und weil unsere Vorstellungskraft auf die Formenwelt unserer Wahrnehmungen beschränkt ist. Das Umfeld des Ich liegt jenseits unseres Horizonts, ebenso wie die vierte, fünfte und jede weitere Raumdimension. Aber wir wissen, daß es dieses Umfeld gibt; es ist die eigentliche Welt, die Welt an sich.

Wir wissen noch mehr. Das Ich ist Bestandteil seines Umfelds, integrierter Teil der Welt an sich, ebenso wie das Gehirn Bestandteil seines Umfelds ist. Das Ich erkundet sein Umfeld, indem es Wahrnehmungen bildet, welche Symbole der Gegebenheiten dieses Umfelds sind. Da das Ich Teil seines Umfelds ist, kann es diese Erkundungstechnik auch auf sich selber anwenden. Wenn es das tut, entsteht als Symbol die Wahrnehmung, als deren Inhalt das Gehirn erscheint. Das Gehirn ist grundverschieden vom Ich, das wissen wir. Jetzt wissen wir auch, warum das so ist und so sein muß. Das Gehirn ist ein Zeichen, ein Schriftzug im Ich über das Ich. Hier zeigt sich mit besonderer Schärfe das Ausmaß an Unähnlichkeit und Bildlosigkeit. Ebenso krass, wie sich das Gehirn vom Ich unterscheidet, ist der Unterschied zwischen jeder Wahrnehmung und dem jeweiligen Segment der Welt an sich, auf das sich die Wahrnehmung bezieht.

Wer den vorstehenden Text genau liest, wird einen Widerspruch entdecken. Wir hatten gesagt: G2 ist Bestandteil von G1, G3 ist Bestandteil von G2 (und von G1) und so fort. Hiernach müßte, wenn die beschriebene Extrapolation der Reihe zutrifft, G1 Bestandteil von Go sein. Das ist aber nicht der Fall. G1 ist Teil der objektiven Körperwelt, und diese ist, wie eingangs festgestellt, grundlegend und endgültig verschieden von der Welt des Ich. G1 kann also nicht Bestandteil von Go sein.

Der Widerspruch löst sich auf, wenn man folgendes bedenkt: Die objektive Körperwelt ist uns allein als Inhalt unserer Wahrnehmungen zugänglich. Wir kennen sie nur als Wahrnehmungsinhalt und setzen sie - unreflektiert - mit dem Inhalt unserer Wahrnehmungen gleich.

Auch die Reihe G1, G2, G3 usw. kennen wir nur als Inhalt von Wahrnehmungen. So gibt es eine Wahrnehmung, als deren Inhalt G1 erscheint. Diese nenne ich WG1. Es gibt ferner eine Wahrnehmung, als deren Inhalt G2 erscheint. Diese wäre hiernach WG2. Entsprechendes gilt für die folgenden Glieder der Reihe.

Es gibt also neben der Reihe

G1, G2, G3, G4 usw.

eine weitere Reihe

WG1, WG2, WG3, WG4 usw.

Beide Reihen sind deckungsgleich, da wir die Glieder der ersten Reihe nur als Inhalte unserer Wahrnehmungen kennen und definieren können. Die Glieder der zweiten Reihe sind Teile des Ichs; denn alle Wahrnehmungen sind Ichfunktionen und als solche zum Ich gehörig.

Damit wäre der Widerspruch aufgelöst. Wenn wir im Falle der zweiten Reihe ebenso wie bei der ersten Reihe verfahren und die zweite Reihe über WG1 hinaus extrapolieren, stoßen wir auf ein Gebilde, das unfehlbar mit dem Ich zur Deckung gebracht werden kann. WG1 ist Bestandteil von Go, ebenso wie WG2 Bestandteil von WG1 (und zugleich von Go) ist. Die Beziehung von WG2 zu WG1 entspricht uneingeschränkt der Beziehung von WG1 zum Ich (zu Go). Das Problem, das sich insoweit bei der ersten Reihe stellte, ist überwunden. Wir haben also, ohne den "Innenbereich" des Ich zu verlassen, das Wesen des Ich ergründet, indem wir die Symbolschrift der Wahrnehmungen

richtig entschlüsselt und dabei eine Phänomenkette entdeckt haben, die sich über den Bereich der Phänomene hinaus hin zum Ich verallgemeinern läßt.

Freilich fordert diese Lösung eine kopernikanische Wende des Denkens. Die Welt erscheint in neuer Gestalt, wenn man sich diese Lösung in ihrer Tiefe und Breite zu eigen gemacht hat. Hierzu verweise ich auf meine eingangs erwähnte Schrift "Das Organ im Organ oder das Gehirn an sich". Dort wird der Gedanke in allen Einzelheiten und mit allen Folgerungen dargestellt, während es sich hier nur darum handeln konnte, eine Skizze des Gedankens zu entwerfen. Auch was mögliche Einwände betrifft, verweise ich auf mein Buch; denn ich habe mich bemüht, allen denkbaren Einwänden mit äußerster Sorgfalt zu begegnen. Gleichzeitig habe ich versucht, deutlich zu machen, daß jeder andere Lösungsansatz des Leib-Seele-Problems, denkt man ihn zu Ende, in eine Sackgasse führt. Allein die von mir vorgeschlagene Deutung - das sage ich in aller Bescheidenheit - ist stimmig, schlüssig und läßt sich widerspruchsfrei zu Ende führen.

Die Lösung empfiehlt sich noch auf eine andere Weise. Sie ermöglicht es, in vielen Bereichen menschlichen Denkens klar zu sehen, gerade dort, wo es sich um scheinbar unlösbare, verjäherte Menschheitsfragen gehandelt hat. Auch insoweit verweise ich auf mein Buch:

Der Gegensatz von Idealismus und Materialismus wird überwunden, das Wesen des Seins wird erhellt (vgl. Kapitel XIV "Stufen des Seins"). Die Naturgesetze erscheinen in neuer Qualität (vgl. Kapitel XII "Die Naturwissenschaften"). Raum und Zeit erfahren eine neue Deutung (vgl. Kapitel XVII "Raum und Zeit"). Das Paradoxon wird geklärt, daß der menschliche Körper in allen Abläufen allein aus sich heraus, d. h. biologisch erklärt werden kann und daß gleichwohl das Ich, das keine Verbindung zum Körper hat, entscheidenden Einfluß auf diesen ausübt (vgl. Kapitel XV "Der Körper"). Die biologische (evolutionäre) Erkenntnistheorie, die aus der Verhaltensforschung herausgewachsen ist, wird zwar entkräftet, aber auf höherer Stufe als richtungsweisend erkannt (vgl. Kapitel XIII "Die Transformation"). Das Phänomen des Unbewußten findet seinen Standort in den Kategorien dieser Welt (vgl. Kapitel XV "Der Körper"). Das Wesen der Träume wird erkannt (vgl. Kapitel XVIII "Träume"). Auch werden Wege aufgezeigt, aus denen sich Aussagen über die Welt an sich gewinnen lassen (vgl. Kapitel XIII "Die Transformation").

Eines wird deutlich: Die hier gegebene Deutung des Leib-Seele-Problems erweist sich als Ausgangspunkt vieler fruchtbarer Gedanken. Das liegt daran, daß es sich um ein Weltenrätsel handelt; indem dieses sein Geheimnis preisgibt, erlaubt es uns, in vielen Bereichen klarer zu sehen, wo unser Denken bisher an Ungereimtheiten und Widersprüchen zerschellte. Andererseits führt die

Deutung zur Welt an sich, d. h. zu einer Welt, die sich unserer Vorstellungskraft (nicht unserem Denkvermögen) endgültig und notwendig entzieht. Neue Wege für unser Denken tun sich auf, zugleich aber auch neue Grenzen.

Von diesen Wegen und Grenzen handelt die vorgelegte Schrift.

I ZWEI PARABELN

1. Das Schiff

Wir denken ein Schiff, das einsam über den Ozean kreuzt. Die Innenräume sind abgeschlossen, es gibt weder Fenster noch Ausgänge. Im Schiff leben Menschen in völliger Abgeschlossenheit. Sie haben sich vor vielen Generationen in die Geborgenheit geflüchtet, die das Schiff gegen die Gefahren des Weltmeers bietet.

Auf der Kommandobrücke - ebenfalls fensterlos - steht eine große Tafel. Darauf erscheinen Lichtzeichen. Diese enthalten Daten über das Meer, den Himmel, den Wind, die Wolken, die Fische und die Gestirne, auch über das Äußere des Schiffs. Sie geben Aufschluß über alles, was die Besatzung wissen muß. Sie erzählen über die Außenwelt mehr, als ein Mensch an Deck sehen, hören und fühlen könnte.

Mit Hilfe der Daten steuern die Menschen das Schiff, und zwar mit gutem Erfolg. Sie vermeiden Klippen und Eisberge, unterscheiden gutes Wetter vom schlechten und richten ihren Kurs nach der Sonne und nach den Sternen.

Die Menschen im Schiff wissen seit langem nicht mehr, daß sie eingeschlossen sind. Sie kennen nur die Räume, in denen sie leben, und die Lichtzeichen der Kommandobrücke. Mit der Vorstellung über die Außenwelt ging auch das Wissen verloren, daß die Lichtzeichen Signale sind, die etwas von außen berichten.

Daher geschah das Seltsame: Die Zeichen wurden den Menschen zur Wirklichkeit. Das Zeichen, das die Sonne signalisiert, wurde zur Sonne. Keiner ahnte, daß es eine Sonne gab, die etwas anderes war als das Zeichen. Die Zeichenfolge für Sturm wurde zum Sturm und damit auch zur

Ursache für das Schwanken des Schiffes. So meinten es die Menschen. Was anderes sollten sie glauben, da sie ja nichts von einer Außenwelt wußten!

Sie waren zufrieden und lebten in der reichen und vielgestaltigen Welt der Lichttafel.

Eines Tages - ein Sturm kündigte sich an - entdeckte ein Mensch eine Tür, die man vergessen hatte zu beseitigen. Er trat hindurch und gelangte an Deck. Der Wind heulte, die Wogen peitschten das Schiff, die Gischt flog in sein Gesicht. Aber seltsam, er nahm es nicht wahr. Er konnte die Eindrücke weder aufnehmen noch verarbeiten; denn seine Aufnahmefähigkeit war verkümmert und beschränkt auf das, was im Inneren des Schiffes war. Da sah er durch die geöffnete Tür die Tafel und darauf die Signalfolge, die den Sturm bezeichnete. Jetzt erbebte sein Herz, und die Erhabenheit des Naturschauspiels nahm ihn gefangen. Er trat wieder ein und schloß die Tür. Gefragt, was hinter der Tür sei, erwiderte er: "Dort ist nichts".

2. Die Blumen

Ein Wissenschaftler hatte ein Verfahren entwickelt, womit er das Innere eines Gehirns ohne operativen Eingriff erforschen konnte. Er machte die feinsten Strukturen des Gehirns sichtbar, ohne daß der betroffene Mensch etwas spürte oder gar in seiner Gehirnfunktion beeinträchtigt wurde.

Dieses Verfahren wandte er an einem Gärtner an, der am Fenster saß und auf seinen Garten blickte.

Der Wissenschaftler durchmaß mit seiner Sonde das Gehirn des Gärtners, während dieser die Blumen in seinem Garten betrachtete und den blauen Himmel, der sich darüber spannte.

"Ich finde die Blumen nicht", sagte der Wissenschaftler.

"Sie sind im Garten", antwortete der Gärtner.

Der Wissenschaftler schüttelte den Kopf. "Sie müssen im Gehirn sein. An irgend einer Stelle muß ich sie finden." Er suchte weiter, drang vor bis zu den kleinsten atomaren Einheiten und fand faszinierende, nie gesehene Gebilde, fremdartige Strukturen, Zellen und Nervenbahnen, die an Tropfsteinhöhlen und Kathedralen erinnerten, durchschauert von Kaskaden elektrischer Entladungen. Aber er fand die Blumen nicht.

"Schließen Sie die Augen", bat der Wissenschaftler. "Sehen Sie die Blumen jetzt?"

"Natürlich nicht."

"Aber die Blumen sind noch im Garten."

"Wundert Sie das?"

"Das ist mein Beruf", sagte der Forscher. "Die Blumen bleiben, wo sie waren, auch wenn Sie nichts davon sehen. Dennoch besteht ein Unterschied, ob Sie die Blumen sehen oder nicht. Da der Unterschied nicht bei den Blumen ist, muß er bei Ihnen sein."

Der Gärtner lächelte: "Der Unterschied liegt in den Augen. Wenn ich sie schließe, sehe ich die Blumen nicht."

"Das ist es. Wenn sie die Augen schließen, lassen Sie die Blumen, den Garten, den Himmel, die ganze Welt verschwinden. Sie ziehen einen Vorhang zwischen sich und die Dinge. Die Augenlider, das ist die einzige Stelle, wo etwas geschieht. Also kann das, was Sie sehen, nur hinter den Augenlidern sein und nicht im Garten."

"Auf der Netzhaut", sagte der Gärtner, der auch etwas von der Sache verstand.

"Gut und schön. Von der Netzhaut führt der Sehnerv zum Gehirn. Wenn der Sehnerv ausfällt, ist der Mensch blind, auch wenn das Bild auf der Netzhaut erscheint. Also muß das, was Sie sehen, hinter dem Sehnerv sein."

"Im Gehirn?"

"Wo sonst? Aber ich finde die Dinge nicht. Ich sehe keine Blumen, keine Büsche, keinen Himmel. Ich sehe nur Zellen, Nerven, Synapsen, Atome."

Der Gärtner schüttelte den Kopf. Er verstand nicht alles. Aber - kein Zweifel - er hielt sich für den besseren Philosophen.

II SYMBOLE

In unserer Welt gibt es Gegebenheiten, die wir Zeichen nennen, natürlich entstandene Zeichen und menschengeschaffene. Ein Zeichen steht für etwas anderes als das Zeichen selbst: Aliquid stat pro aliquo. Es bedeutet etwas, es enthält eine Aussage, die über sein eigenes Sein und seine eigene Beschaffenheit hinausgeht.

Ein Stein ist ein Stein und weiter nichts. Ein Stein aber, den ein Pfadfinder zur Markierung der Marschrichtung auf den Weg gelegt hat, besitzt eine Bedeutung. Er sagt den später eintreffenden Pfadfindern, wohin der Weg geht. Der Stein enthält eine Aussage: Der Weg geht links.

Die Bedeutung folgt nicht aus dem Zeichen selbst. Sie muß vielmehr dem Zeichen zugeordnet werden. Erst diese Bedeutung gibt dem Zeichen den Aussagewert. Ohne diese Zuordnung bleibt der Stein eben nur ein Stein.

Wer diese Zuordnung nicht kennt, für den bleibt das Zeichen stumm. Da die Zuordnung nicht aus dem Zeichen selbst abgeleitet werden kann, muß sie auf anderem Wege bekannt werden. Der nachfolgende Pfadfinder muß wissen, was der Stein bedeutet. Aus dem Stein selber kann er den Aussagewert nicht folgern; das Wissen um die Bedeutung muß ihm auf anderem Wege als durch den Stein bekannt werden, etwa durch eine vorausgehende Verabredung unter den Pfadfindern. Ein fremder Wanderer, der die Verabredung nicht kennt, wird den Stein nicht beachten. Er wird die Bedeutung des Steines nicht erfassen. Er wird gar nicht wissen, daß der Stein eine Bedeutung hat.

Natürlich geht es auch anders. Statt eines Steines kann ein Pfeil in die Rinde eines Baumes geschnitzt werden, vielleicht auch eine Hand, deren Zeigefinger in die gewünschte Richtung weist. Es ließe sich sogar ein Wanderer abbilden, der in die zu markierende Richtung stiefelt. Auch dieses wären Zeichen, allerdings solche, denen ein Dritter den Zeichencharakter ansehen und häufig auch den richtigen Bedeutungsgehalt entnehmen würde. Ein solches Zeichen wäre zwar kein Bild im Sinne eines Abbilds, aber es wäre ein Zeichen mit einem Bildelement, welches sowohl den Zeichencharakter als auch die Bedeutung verständlich macht.

Aber es gibt eben auch das Zeichen im erstgenannten Sinne, d. h. das Zeichen, bei dem man den Bedeutungsgehalt nicht, auch nicht teilweise, aus dem Zeichen als solchen ableiten kann. Ein

solches Zeichen ist austauschbar, und zwar im Grunde beliebig. Statt des Steines könnte der Pfadfinder auch einen Ast verwenden, wenn er sich mit seinen Freunden hierauf geeinigt hat. Stein und Ast hätten den gleichen Aussagewert, obwohl sie im übrigen nichts gemeinsam haben. In den Begriffen der Informationstheorie würde man sagen: Die Information ist invariant gegenüber dem Träger der Information. Die Beliebigkeit der Zeichenverwendung wird allenfalls durch die Zweckmäßigkeit, d.h. durch eine gleichsam technische Größe begrenzt. Wenn der Pfadfinder statt eines Steines oder eines Astes einen Grashalm auf den Weg legen würde, bestünde die Gefahr, daß diesen der Wind verweht. Hier ergäbe sich eine Grenze der Beliebigkeit. Aber im Prinzip wäre auch der Grashalm als Zeichen geeignet, etwa bei Windstille. Auch dieser hätte - wie Stein und Ast - den Aussagewert: Der Weg geht links!

Zeichen dieser Art nenne ich Symbole. Ein Symbol ist hiernach ein Zeichen, welches den Bedeutungsinhalt nicht, auch nicht teilweise abbildet und aus dessen schierer Beschaffenheit die Bedeutung in keiner Weise abgeleitet werden kann. Symbole sind hiernach beliebig austauschbar, wobei die Beliebigkeit nur durch die gleichsam technische Schranke der Zweckmäßigkeit eingegrenzt wird (in der Semiotik wird der Begriff des Symbols auch in anderem Sinn gebraucht; die Terminologie ist insoweit nicht einheitlich. Ich verweise auf die Ausführungen von Pierce¹ und Eco²).

Symbole im beschriebenen Sinne gibt es in unserer Welt in großer Zahl. Auch die Sprache besteht aus solchen Symbolen. Worte und Sätze, das sind nichts anderes als Symbole, die sich unter dem Dach der Sprache zu einem geordneten Ganzen zusammenfinden.

Die Lautfolge "Baum" (das akustische Geschehen, das wir als diese Lautfolge erleben) hat keine auch nur entfernte Ähnlichkeit mit irgend einem denkbaren konkreten Baum. Folgerichtig kann diese Lautfolge durch eine beliebige andere Lautfolge ersetzt werden, etwa die Lautfolge, die wir beim Sprechen der Worte tree, arbre oder dendron vernehmen. Das gilt weitgehend sogar dann, wenn die Sprache den Versuch unternimmt, bestimmte Klänge nachzuzeichnen, also bei lautmalenden Worten. Z.B. haben der Klang des Wortes "rieseln" und das Rieseln eines Baches keine Ähnlichkeit. In dem Geräusch, das der Bach verursacht, ist weder ein r noch ein stimmhaftes s noch ein l enthalten. Entsprechendes gilt, wenn die Sprache sich bemüht, Tierlaute wiederzugeben. Das Kikeriki der deutschen Sprache, welches den Hahnenschrei abzubilden meint, wird im Englischen durch cockadoodledoo ersetzt, auch dieses ein lautmalerischer Versuch. Beide

Lautgebilde sind weder einander noch dem Vogelruf ähnlich (wer allerdings in diesem Sonderfall Ähnlichkeit vorzufinden meint, dem sei es unbenommen).

Das Gesagte gilt zunächst nur von der gesprochenen Sprache, also von der Sprache als akustischem Phänomen. Entsprechendes zeigt sich aber auch bei der geschriebenen Sprache. Auch Schriftzeichen (Buchstaben, Buchstabenfolgen und Satzzeichen) sind Symbole, keine Lautfolgen, sondern Druckerschwärze auf zweidimensionaler Fläche, nicht hörbar, sondern sichtbar. Sie sind dem, was sie bezeichnen, nicht ähnlich. Die Schriftfolge "Baum" hat keine Ähnlichkeit mit der Lautfolge "Baum" (und natürlich ebensowenig mit irgend einem konkreten Baum). Der Buchstabe "a" hat keine Ähnlichkeit mit dem Laut "a", den er bezeichnet; er kann durch ein beliebiges anderes Zeichen ersetzt werden, etwa durch ein großes A, durch ein griechisches Alpha, durch das haptische Symbol der Blindenschrift, durch das entsprechende Symbol der Kurzschrift oder des Morsealphabets. Wer die Zuordnung des Buchstabens zum Laut nicht kennt, kann aus dem Buchstaben für sich gesehen nichts über den Laut erfahren, den er repräsentiert, und wenn er den Buchstaben noch so genau nach allen Seiten analysiert. Die richtige Bedeutung lernt der Mensch nur, wenn ihm der Buchstabe vorgezeigt und gleichzeitig der Laut vorgesprochen wird.

Nun wird man entgegenhalten: Es gibt Bilderschriften. Hier sind die Zeichen zwar nicht dem Laut, aber doch dem letztlich bezeichneten Gegenstand zumindest in gewissem Umfang ähnlich; das bedeutet, daß die Zeichen nicht beliebig austauschbar sind. Es gibt also Zeichen, die einen gewissen Bildwert dessen enthalten, was sie letztlich bedeuten. Die ägyptischen Hieroglyphen sind ein solcher Fall. Aber gerade diese Schrift macht deutlich, daß die beigelegten Bildwerte im Grunde nichts mit einer Abbildung zu tun haben und daher zum besseren Verständnis nichts oder wenig beitragen. Trotz der Bildelemente der Hieroglyphen war die Entzifferung dieser Schrift - nachdem sie mit dem Ausklang der Antike in Vergessenheit geraten war - über viele Jahrhunderte selbst bei größtem Bemühen nicht möglich, und erst der Mehrsprachenstein von Rosette, d. h. eine Information, die nicht aus dem Symbol als solchem hergeleitet wurde, führte zur Lösung des Rätsels.

Auch die chinesische Schrift ist eine Symbolschrift, welche im Ursprung aus Bildelementen abgeleitet wurde. Gleichwohl wird niemand die chinesischen Schriftzeichen entziffern können, der sich darauf beschränkt, die Zeichen als solche auf ihren jeweiligen Bildgehalt zu analysieren.

Aber selbst wenn man Bilderschriften für möglich hält und ihre Funktionsfähigkeit als solche, d.h. als reine Bilderschrift in gewissem Umfang bejaht (etwa bei den heute vielfach gebräuchlichen Piktogrammen), bleibt die Aussage uneingeschränkt richtig, daß die Zeichen keinerlei Bildwert besitzen, soweit sie sich auf das gesprochene Wort beziehen; sie sind also jedenfalls insoweit Symbole im vorbezeichneten Sinne, als sie auf die Sprache als akustisches Phänomen bezogen sind.

Denn keine Bilderschrift bildet den Laut ab, für den sie steht. Sie bildet höchstensfalls das ab, was der Laut seinerseits bedeutet. Hier wird die Doppelfunktion der Schriftzeichen offenbar. Sie sind Symbole für das, was die Sprache letztlich bedeutet, also für die außersprachlichen Gegebenheiten, welche die Sprache meint (im Beispielfall für den konkreten Baum). Sie sind aber auch Symbole für die Klangphänomene der gesprochenen Worte, die ja, wie wir festgestellt haben, ihrerseits Symbole sind. Die Schriftzeichen sind also insoweit Symbole für Symbole (ein Phänomen, das uns später auch an anderer, überraschender Stelle begegnen wird). In dieser Beziehung lassen die Schriftzeichen grundsätzlich und niemals irgendwelche Ähnlichkeiten erkennen. Die Bildwerte, die allenfalls im Schriftzeichen enthalten sind, beziehen sich immer nur auf die außersprachlichen Objekte, nie auf den zugehörigen sprachlichen Laut.

Die Klangfolge, die wir bei dem Aussprechen des Wortes "Baum" vernehmen (und die ihrerseits keine Ähnlichkeit mit einem konkreten Baum besitzt), wird in keiner Form und auch nicht ansatzweise durch die Buchstabenfolge "Baum" abgebildet. Würde man anstatt dieser Buchstabenfolge als Schriftzeichen das - stilisierte - Bild eines Baumes verwenden, ergäbe sich zwar möglicherweise eine begrenzte Ähnlichkeit zwischen dem Schriftzeichen und der außersprachlichen Entität "Baum", aber niemals zwischen dem Schriftzeichen und der Klangfolge, die beim Sprechen entsteht. In der letztgenannten Beziehung bleibt die Bildlosigkeit und damit der Symbolcharakter der Schrift total.

Bezeichnenderweise verliert die Schrift jeden Rest von Ähnlichkeit auch in Bezug zu den außersprachlichen Objekten, wenn und soweit sie als Lautschrift erscheint. Das ist dann der Fall, wenn das Schriftzeichen sich nicht an den außersprachlichen Gegebenheiten orientiert, sondern am Klang der Worte, also an den auf akustischer Ebene vorhandenen Symbolen. Wir finden dies bei Silbenschriften und insbesondere bei Buchstabenschriften. Hier leiten die Schriftzeichen ihre Struktur aus dem Klang her. Die geschriebenen Zeichen finden ihre Gegenstücke im gesprochenen Wort, und zwar in abgrenzbaren Teillauten der Klangfolge. Solche Schriftzeichen können schon

deswegen keinerlei Ähnlichkeit im Verhältnis zu den außersprachlichen Gegebenheiten aufweisen, weil die Lautfolgen ihrerseits in dieser Beziehung keine Ähnlichkeit besitzen. Andererseits findet sich in diesen Fällen ebensowenig Ähnlichkeit zwischen den Schriftzeichen und der Lautfolge. Die Orientierung des Schriftzeichens an der Klangstruktur erzeugt keine - auch noch so entfernte - Bildhaftigkeit. Auch die Buchstaben - die Gegenstücke für die einzelnen Teillaute - haben mit diesen Teillaute keinerlei Ähnlichkeit, sie sind in dieser Beziehung willkürlich gesetzte Symbole. Wie sollte Druckerschwärze auf Papier, die sich allein dem Auge erschließt, zum Bild werden für eine Klangstruktur, die ausschließlich über das Ohr aufgenommen wird? Wie sollte das räumliche Nebeneinander der Schriftzeichen zum Abbild werden für das zeitliche Nacheinander der gesprochenen Worte?

Hier sind Symbol und Symbolisiertes, Zeichen und Bezeichnetes im Verhältnis zueinander fremde Welten, zwischen denen nur die Zuordnung eine Brücke schlägt, eine Zuordnung, die von außen kommt und nicht aus dem Symbol als solchem hergeleitet oder gleichsam herausdestilliert werden kann. Diese Zuordnung ist - wir haben es erfahren - im Grundsatz beliebig und kann nur durch einen Akt des reinen Lernens erschlossen werden.

Dieses Kapitel befaßt sich mit dem Symbol als Phänomen. Es soll den Sinn dafür schärfen, was Symbole im beschriebenen Wortsinn sind, bildlose Zeichen, d.h. Zeichen, die im Verhältnis zum Bezeichneten auf jede auch nur angenäherte Ähnlichkeit verzichten und daher beliebig austauschbar sind. Darüber hinaus sollte deutlich werden, daß es solche Symbole auch wirklich gibt, nicht nur hier und da, sondern in großer Menge, eingebunden in unser alltägliches Erleben. Die Sprache war ein Beispiel; andere Beispiele ließen sich anfügen. Übrigens sollte man zögern, die sprachlichen Zeichen als künstliche Symbole zu verstehen, angesichts der Erkenntnis, daß die Sprache nicht aufgrund zielgerichteten menschlichen Handelns entstanden ist, sondern organisch, mit dem Menschen selber, über Jahrtausende heranwuchs. Hier findet sich die Beliebigkeit des Symbols als Ausdruck des historischen Zufalls.

Wer nur die Buchstaben einer Sprache kennt, ihre Beschaffenheit und Form und nichts darüber hinaus, dem wird sich der Inhalt eines geschriebenen Textes nicht erschließen. Ein extraterrestrisches Wesen, das nie mit der Erde Kontakt hatte, das aber auf seinem fernegelegenen Stern durch Zufall in den Besitz eines irdischen Buches gelangte, wird den Text niemals verstehen können, es mag die Zeichenfolge noch so genau analysieren. Das Sternenwesen wird zwar gewisse Regelmäßigkeiten erkennen. Es wird eine Häufigkeitsverteilung der Buchstaben, die es auf den ersten Seiten findet,

mit Recht auch für die letzten Seiten vermuten, es wird Muster entdecken, die möglicherweise den Regeln der Grammatik oder Syntax entsprechen oder diesen Regeln zumindest parallel verlaufen. Aber es wird den Inhalt des Buches niemals verstehen.

Vielleicht wird das Sternenwesen nicht einmal wissen, daß es sich bei den vorgefundenen Gebilden um Zeichen handelt. Woraus sollte es ein solches Wissen herleiten? Wir erinnern uns: Die Zeichen sind - neben ihrer Eigenschaft als Bedeutungsträger - auch immer das, was sie eigentlich und ursprünglich sind. Der Stein des Pfadfinders ist nicht nur ein Markierungszeichen, sondern auch ein Stein, ein Kiesel oder ein Basalt. Die Buchstaben sind nicht nur Symbole, sondern auch Druckerschwärze auf weißem Papier. Wer auf ein Zeichen stößt, findet dieses zunächst einmal in dieser ursprünglichen Seinsbeschaffenheit, und es bedarf eines zusätzlichen Erkenntnisschrittes, um zu erfahren, daß das Gebilde ein Zeichen ist, welches eine - wie immer geartete - Bedeutung verkörpert.

Bei einer regelmäßigen Buchstabenfolge wird man den Zeichencharakter in aller Regel erahnen, nicht so bei einem Stein. Ein chinesisches Schriftzeichen könnte auch als abstraktes Kunstwerk verstanden werden. In den Arabesken auf den Wänden einer Moschee finden sich mitunter arabische Schriftzüge, eingewoben in das gesamte Dekor. Wer die arabische Schrift nicht kennt, wird die Zeichen von sonstigem Zierat nicht unterscheiden können.

Vielfach werden Zeichen und Zeichenfolgen eine immanente Ordnung erkennen lassen. Aber aus dem Vorhandensein von Ordnung und Regelhaftigkeit folgt nicht der Schluß, daß wir es mit Zeichen zu tun haben. Ein solcher Schluß würde unserer Denkweise kaum entsprechen.

Daher ergibt sich die ahnungsvolle Frage: Ist am Ende manches, dessen Gesetzmäßigkeiten wir erforschen, ein Zeichen, und die Ordnung eine zeichenbedingte Ordnung? Haben die Figuren und Muster, die wir erkunden, am Ende eine Bedeutung, die wir freilich nie erfahren, ebensowenig wie das Sternenwesen die Bedeutung der irdischen Buchstabenschrift? Ist am Ende die Ordnung dieser Welt eine kryptische Grammatik?

In den vorstehenden Überlegungen war von Bildern die Rede. Die Aussage lautete, ein Symbol bilde das, was es bedeutet, in der Regel nicht ab. Zum Begriff des Bildes bedarf es einiger Klarstellungen, denn er wird in der Literatur in unterschiedlichem Sinne gebraucht. Konrad Lorenz sagt zum Beispiel, die Flosse des Fisches bilde das Meer ab (Anm. 30 und Kap. XIII). In der

Mathematik findet sich die Ausdrucksweise, eine Menge bilde eine andere Menge ab, wenn jedem Element einer Menge ein Element der anderen Menge zugeordnet werden kann (beispielsweise bildet die Menge der Quadratzahlen die Menge der natürlichen Zahlen ab, da man jeder natürlichen Zahl ihre Quadratzahl zuordnen kann). Soweit ein betrachtetes Objekt im Sehzentrum des Gehirns repräsentiert wird, findet sich (bei Rachamandran) die Formulierung, das Objekt werde im Sehzentrum abgebildet³.

Alles dieses sind unterschiedliche, miteinander nicht kompatible Bildbegriffe. Der Klarheit wegen lege ich fest, was in dieser Schrift als Bild verstanden werden soll. Bild ist hiernach als Reproduktion zu verstehen, und zwar in dem Sinne, daß der abzubildende Gegenstand durch das Bild unter allen Aspekten wiedergegeben wird. Eine solche Abbildung ist notwendig eine Wiederholung des Gegenstandes derart, daß man aus dem Bilde den abgebildeten Gegenstand vollständig herleiten kann, und zwar nur aus dem Bilde, ohne zusätzliches Wissen, ohne Kenntnis von Zuordnungsregeln oder Abbildungsanweisungen. Insgesamt gilt: Wenn sowohl x als auch y Bilder von a sind, dann sind x und y auch Bilder im Verhältnis zueinander.

Das Abbild eines Steines ist hiernach ein Stein von gleicher Größe, Form und Substanz. Das Bild eines Kluges ist die Wiederholung eines Kluges. Andererseits ist eine Photographie keineswegs ein solches Abbild. Die Photographie - etwa eines Menschen - bildet den Menschen nicht ab; denn es sind mehrere, sich unterscheidende Photographien dieses Menschen möglich. Die Photographie ist kein Abbild des Menschen, sondern allenfalls des optischen Eindrucks, den dieser Mensch bei einem bestimmten Blickwinkel vermittelt (wobei man bereits über das Fehlen der räumlichen Tiefe auf dem Lichtbild hinwegsehen muß).

Daß die Photographie kein Bild des Menschen sein kann, wird deutlich, wenn man den Horizont eines Tieres in die Betrachtung einbezieht. Ein Hund würde den Menschen auf der Photographie nicht erkennen, weil die Duftkomponente fehlt. Eine Mücke, die nach einer Stechgelegenheit sucht, würde aus einem Lichtbild nicht den mindesten Hinweis für ihre Zwecke herleiten können. Das Bild eines Menschen wäre hiernach allein dessen exakte Reproduktion, seine Klonung, sozusagen der perfekte Zwilling. Unnötig zu sagen, daß bei Anwendung dieses Bildbegriffes die Flosse kein Bild des Wassers ist; ebensowenig vermag die mathematische Abbildung ein Bild in diesem Sinne zu erzeugen. Abbildung nach Rachamandran scheint mir ohnehin nur ein anderes Wort für Repräsentation zu sein (Anm. 3).

Nun dürfte es vollkommene Bilder in dem beschriebenen Sinne kaum geben. Ein perfektes Bild, welches den genannten Voraussetzungen uneingeschränkt genügt, ist - ebenso wie der Massepunkt der Physik - ein Denkmodell, sozusagen eine Mystifikation.

Die Rede war und ist daher auch öfters von (partiellen) Bildwerten und Bildresten. Diese vermitteln kein Bild, sondern Ähnlichkeit. Aber um zu wissen, was ein partieller Bildwert oder Bildrest, kurz was Ähnlichkeit ist, muß man vom Bild, d.h. vom vollkommenen Bild als Maßstab ausgehen. Entscheidend ist immer die Frage: Wieviel Bild ist in einem Gegenstand enthalten, und zwar Bild in dem Sinne, daß es möglich ist, allein daraus etwas über den abgebildeten Gegenstand zu erfahren. Auch im Bildrest muß daher ein Stück Bild im Sinne von Reproduktion enthalten sein, das aus sich heraus - ohne die Anwendung von Zuordnungsregeln - etwas über den ursprünglichen Gegenstand sagt.

Diese Klarstellung ist zum Verständnis dessen, was über die Symbole zu sagen ist, von entscheidender Bedeutung. Hiervon ausgehend läßt sich zusammenfassen: Symbole enthalten weder Bilder noch Bildreste dessen, was sie bedeuten. Symbole sind hiernach keine Reproduktionen, d.h. keine Wiederholungen dessen, wofür sie stehen, und zwar weder ganz noch zu Teilen; sie orientieren ihre Gestalt und Beschaffenheit weder ganz noch teilweise an der Gestalt und Beschaffenheit dessen, worauf sie hinweisen. Wer hiernach Symbole deuten will, muß diese Deutung aus einem Wissen herleiten, daß ihm a priori zur Verfügung steht und das er nicht - auch nicht teilweise - aus den Symbolen herauslesen kann.

III DAS WP-PRINZIP

Wenn wir etwas wahrnehmen - einen Baum, einen Stein, einen Klang oder einen Duft - so ist das ein Vorgang, der sich in unserem subjektiven Erleben abspielt. Diesem Vorgang ist ein physiologisches Geschehen im menschlichen Körper zuzuordnen.

Von dieser Auffassung geht heute die Wissenschaft allgemein aus, sei es eingestanden oder uneingestanden, sei es aus Überzeugung oder als Arbeitshypothese. Man hat in vielen Fällen Hirnstrukturen entdeckt, die offenkundig mit Wahrnehmungen in Verbindung stehen. Daher liegt die Schlußfolgerung nahe, daß es sich um ein allgemeines Phänomen handelt, welches überall gilt.

Im Grunde ist dies ein Befund von höchster Merkwürdigkeit. Zwei Welten stehen deckungsgleich nebeneinander, die Welt der Wahrnehmungen und die Welt des Gehirns. Blumen, Meere und Sterne hier, dort Neuronen, Synapsen und elektrische Impulse, zwei Welten von größter Verschiedenheit, die gleichwohl einander auf seltsame Weise entsprechen. Woher kommt diese Doppelung, diese Zweiheit des Weltgeschehens, welche Beziehung besteht zwischen dieser Welt und jener? Offenbar handelt es sich um ein zentrales Problem, das einschneidende Bedeutung für die Erkenntnistheorie und darüber hinaus für unsere Weltanschauung und unser Selbstverständnis besitzt. Schließlich hat dieser Befund etwas mit der Glaubwürdigkeit unserer Wahrnehmungen zu tun. Wie können wir auf die Richtigkeit der Botschaft vertrauen, die uns die Wahrnehmung übermittelt, solange dieser Zusammenhang nicht aufgeklärt ist?

Die Wissenschaftler und Philosophen haben sich zu allen Zeiten auf der Spur dieses Rätsels geplagt. Allerdings wurde die Frage meist umfassender gestellt: Man suchte den Zusammenhang zwischen dem Leib und der Seele (so wurde es formuliert). Es hatte sich daher eingebürgert, vom Leib-Seele-Problem zu sprechen. Hierbei bestanden unterschiedliche Vorstellungen über das, was die Seele ist. Die einen verstanden darunter den Teil des Menschen, der unabhängig vom Körper existiert, gleichsam den eigentlichen Menschen, der im Körper eingeschlossen ist, als wäre dieser ein Kerker (Platon⁴). Andere meinten mit der Seele die Gesamtheit der unkörperlichen Accessoires des Leibes, etwa den Geist, das Bewußtsein oder das Ich. Für Leibnitz war das Ich dasselbe wie die Seele (l'ame mÜme).

Es gab viele Lösungsversuche zum Leib-Seele-Problem, viele Irrwege und tastende Schritte im Dunkeln. Es würde den Rahmen dieser Schrift sprengen, wollte ich alle Lösungsversuche aufführen. Ich beschränke mich daher auf den Hinweis auf die diesbezügliche Literatur (vgl. die wohl derzeit beste Darstellung von Popper⁵). Soweit erforderlich, werde ich im Zuge meiner Ausführungen auf die einschlägigen Gedankengänge eingehen.

Trotz aller Bemühungen ist es bis heute nicht gelungen, das Dunkel aufzuhellen, das diesen Fragenkreis umgibt. Keine der angebotenen Lösungen vermag zu befriedigen. Auch die von Eccles⁶ vertretene These der Interaktion läßt meines Erachtens mehr Fragen offen, als sie imstande ist zu klären (vgl. Kap. IX).

Hoimar von Ditfurth hält das Problem für ein Geheimnis, das sich der wissenschaftlichen Deutung entzieht. Er formuliert⁷:

"Es besteht Grund zu der Vermutung, daß ein wirkliches Verständnis des sogenannten Leib-Seele-Problems erst von einer kognitiven Metaebene möglich wäre, die jenseits des von unserem Gehirn auf seinem heutigen Entwicklungsstand realisierten Erkenntnishorizonts liegt."

Allerdings hat die Erforschung des Gehirns gerade in jüngster Zeit erhebliche Fortschritte vorzuweisen. Aber diese Fortschritte beziehen sich - soweit ich das übersehe - auf das Gehirn als solches, d.h. auf das Gehirn als Organ, das in den menschlichen Körper eingebunden ist. Zwar werden in diesem Zusammenhang auch Ausblicke auf die subjektive Seite des Icherlebens geboten; dies ist wohl auch unvermeidbar, weil man die Vorgänge im Gehirn vielfach nur dann verstehen kann, wenn man weiß, welchem subjektiven Erleben diese Vorgänge zuzuordnen sind. Für diese Zuordnung genügt dann allerdings eine Beziehung im Sinne der Parallelität, und zwar derart, daß die Beziehung dann bejaht wird, wenn das subjektive Erleben zeitgleich mit dem zuzuordnenden Gehirnablauf vorhanden ist. Demgegenüber findet sich nirgendwo eine wissenschaftlich belastbare Aussage zu der Frage, wie das Icherleben, das doch ganz anders ist als das Gehirn, aus den Abläufen der Hirnsubstanz herauswächst und gleichsam emergiert. Insoweit bietet die neuere Hirnforschung keinen Fortschritt gegenüber dem von Ditfurth formulierten negativen Sachstand.

Das gilt natürlich auch für die Frage nach der Beziehung des subjektiven Wahrnehmungserlebens und der physiologischen Wahrnehmungsentsprechung im Gehirn. Auch insoweit hat uns die Forschung einer Erklärung nicht nähergeführt. Im Gegenteil: Die Problematik wurde durch die Ergebnisse dieser Forschung eher zugespitzt. Es wird immer deutlicher, daß die Wahrnehmungen und die zugehörigen Hirnstrukturen einander nicht im mindesten ähnlich sind. Zwar konnte festgestellt werden, daß bestimmte Neuronen auf bestimmte wahrgenommene Merkmale reagieren, diese gleichsam "erkennen", indem sie elektrische Stromstöße abfeuern. Aber diese Neuronen sind keine Bilder dieser Merkmale und enthalten auch keinerlei Bildwerte oder Bildreste dessen, was als Wahrnehmung erscheint.

Zwar mag die Vorstellung, es gebe im Gehirn Bilder dessen, was wahrgenommen wird, manch einem abwegig erscheinen. Wenn aber dasjenige objektive Gebilde, welches im Gehirn einer - subjektiven - Wahrnehmung entspricht, den Inhalt der Wahrnehmung in keiner Weise abformt und insoweit auch nicht die Spurt einer Ähnlichkeit erkennen läßt, dann ist die Frage, wie das Wahrnehmungserleben aus dem Gehirn herauswächst (emergiert), in besonderem Maße rätselhaft, jedenfalls in höherem Maße, als wenn es solche Bilder gäbe, die dann gewissermaßen als Mittler

auf dem Wege von der Gehirnssubstanz zum Wahrnehmungserleben vorgestellt werden könnten. Aber solche Bilder wurden - wie gesagt - bis auf den heutigen Tag im Gehirn nicht entdeckt.

Man könnte zunächst meinen, die Bildlosigkeit lasse sich durch die Verfahrensweise der Sinnesorgane erklären. Deren Technik besteht unter anderem darin, daß sie die Eindrücke nicht in der gleichen Gestalt weiterleiten, in der sie eintreffen, sondern in hohem Maße verändern, verfremden und aller Bildhaftigkeit entkleiden. Aber dieser Befund stände der Hoffnung, Bilder im Gehirn vorzufinden, nicht unbedingt im Wege. Er erinnert ja in gewisser Weise an unsere Technik der Nachrichtenübertragung, die wir - etwa beim Fernsehen - mit gutem Erfolg anwenden. Auch hier verschlüsselt die Aufnahmekamera das Bild; sie zerteilt es in elektronische Signale, damit es über den Äther übertragen werden kann. Diese Signale haben keine Ähnlichkeit mit dem Bild. Aber der Empfänger ist in der Lage, die Signale zu entschlüsseln und das ursprüngliche Bild wiederherzustellen. Ähnlich wie die Aufnahmekamera - so könnte man meinen - verschlüsseln die Sinnesorgane das Bild zum Zweck der Übertragung in das Gehirn. Nun brauchte man nur noch den zweiten Akt festzustellen, nämlich die Entschlüsselung und Reintegration des Bildes im Gehirn.

Aber gerade für eine solche Entschlüsselung lassen sich keine Anhaltspunkte finden. Wenn wir den derzeitigen Stand der Erkenntnis nüchtern analysieren, dann müssen wir sagen: Eine Entschlüsselung im Gehirn findet nicht statt. Im Gehirn formen sich keine Bilder aus den Botschaften, die von den Sinnesorganen eintreffen. Was sich im Gehirn im Zusammenhang mit der Wahrnehmung entwickelt, bleibt rätselhaft und fremdartig. Wenn wir eine Rose wahrnehmen, haben wir im Gehirn kein Bild dieser Rose, auch keinen Schattenriß oder wie immer gearteten Bildrest. In unserem Gehirn findet sich zwar eine physiologische Wahrnehmungsentsprechung, aber diese ist weit davon entfernt, irgendwelche Bildwerte der Wahrnehmung zu enthalten.

Sollen wir diesen Befund akzeptieren oder weiter suchen? Wenn die Erforschung des Gehirns bisher nichts zutage gefördert hat, was an ein Abbild erinnert, so könnte das ja daran liegen, daß die Wissenschaft noch nicht genügend weit fortgeschritten ist. Das Ergebnis der bisherigen Suche nach Bildern im Hirn ist zwar wenig ermutigend. Aber vielleicht müssen wir weiter suchen. Vielleicht finden wir die Abbilder der Wahrnehmungen im Gehirn eines Tages doch.

Wir werden sie niemals finden. Abbilder der Wahrnehmungsinhalte - das müßten ja Reproduktionen, Nachbildungen der Wahrnehmungsinhalte sein. Das Abbild einer optischen Wahrnehmung müßte hiernach das dreidimensionale Bild sein, als welches uns die optische

Wahrnehmung erscheint. Ein solches Abbild im Hirn wäre ja noch einigermaßen denkbar, weil sich das Hirn unserer Erfahrung weitgehend als optische Wahrnehmung im dreidimensionalen Raum erschließt. Angesichts dessen wäre die Vorstellung, an verborgener Hirnstelle befinde sich die dreidimensionale Reproduktion eines wahrgenommenen Bildes, zwar naiv, aber nicht eigentlich sinnwidrig.

Aber die optischen Wahrnehmungen sind nur ein Teil der Wahrnehmungen, die wir insgesamt erleben. Abbilder solcher Wahrnehmungen, die keine optischen Wahrnehmungen sind, können im Gehirn nicht vorhanden sein. Das Abbild eines Geräusches oder eines Tones könnte ja nur verstanden werden als Reproduktion, das heißt Neuschöpfung des Klanges. Das Gehirn ist aber weder Geräusch noch Ton, es besteht nicht - auch nicht zu Teilen - aus Geräuschen oder Tönen. Niemand dürfte so verstiegen sein zu vermuten, in unserem Hirn erklänge an verborgener Stelle Musik, wenn wir Musik hören. Das Gehirn besteht vielmehr aus einer Substanz, die sich nicht der akustischen Wahrnehmung erschließt. Das Gehirn ist nicht hörbar. Ebenso wenig kann das Gehirn das Abbild eines Duftes oder eines Geschmackes in sich tragen, weil es nicht - auch nicht zu Teilen - aus Duft oder Geschmack besteht. Das gleiche muß für haptische Wahrnehmungen gelten. Das Gehirn erschließt sich uns nicht als haptisches Wahrnehmungserlebnis, es kann nicht das Abbild - also die Wiederholung, die Reproduktion - eines haptischen Wahrnehmungserlebnisses enthalten.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Für diejenigen Wahrnehmungen, die keine optischen Wahrnehmungen sind, kann es im Gehirn des Wahrnehmenden keine Abbilder im Sinne von Nachbildungen geben, weil sich die Gehirns substanz, soweit sie sich überhaupt den Sinnen offenbart, allein als optische Wahrnehmung erschließt. Denn Wahrnehmungen, die in der einen Wahrnehmungsart erscheinen, können nicht in einer anderen Wahrnehmungsart abgebildet sein. Das Bild einer Landschaft kann nicht akustisch wiederholt, eine Tonfolge kann nicht optisch reproduziert werden. Das Gefühl der Wärme kann nicht durch Töne oder Bilder wiedergegeben werden. Ein Duft läßt sich weder akustisch noch haptisch ausdrücken. Die Inhalte der einen Wahrnehmungsart sind den Inhalten der anderen Wahrnehmungsart unähnlich, und zwar notwendig und absolut. Zwischen den Wahrnehmungsarten gibt es keine Brücke. Jede Wahrnehmungsart ist ein geschlossener Kosmos, von dem keine Transmission zu anderen Wahrnehmungsarten hinleitet.

Im Gehirn kann es hiernach keine Abbilder solcher Wahrnehmungen geben, die keine optischen sind. Diese Erkenntnis legt den Schluß nahe, daß wir auch für optische Wahrnehmungen keine Abbilder im Gehirn finden. Wenn das Gehirn einen Teil der Wahrnehmungen nicht abbildet -

warum sollte es einem anderen Teil der Wahrnehmungen anders verfahren? Warum sollte es hier eine prinzipiell andere Technik verwenden als dort?

So erklärt sich zwanglos die Vergeblichkeit aller bisheriger Bemühungen, im Hirn Abbilder der Wahrnehmungserlebnisse aufzuspüren. Es gibt keine solchen Abbilder. Wir sollten das Ergebnis der bisherigen Hirnforschung als Bestätigung dieser These akzeptieren, einer These, die ohnehin durch andere Erwägungen nahegelegt wird.

An dieser Stelle könnte ein Einwand erhoben werden: Es gibt Bilder im Menschen. Der Mensch hat Bilder seiner Umwelt im Kopf, nämlich auf der Netzhaut des Auges. Dort formt sich ein Bild, welches der Wahrnehmung ungefähr entspricht. Freilich ist das Bild auf der Netzhaut des einzelnen Auges eine zweidimensionale Projektion, während das Wahrnehmungserlebnis die dritte Dimension - die Tiefe - mit einschließt. Immerhin gibt es ein Bild im Kopf des Menschen, welches in gewisser Weise die Wahrnehmung reproduziert. Diesem Einwand wäre folgendes zu entgegnen:

Das Bild auf der Retina ist nicht Bestandteil des Gehirns, es liegt vielmehr in dessen Vorfeld. Das Auge ist zwar entwicklungsgeschichtlich als Teil des Gehirns entstanden, aber es gehört nicht zu der Funktionseinheit, als welche wir das Gehirn verstehen. Wenn der Sehnerv unterbrochen ist, der die Verbindung von Auge zum Hirn herstellt, dann ist der Mensch blind, und es hilft ihm nichts, daß das Bild auf der Netzhaut in voller Reinheit entsteht. Hiernach kann das Bild auf der Retina keine physiologische Wahrnehmungsentsprechung sein, weil es auch dann existiert, wenn die Wahrnehmung nicht existiert. Die physiologische Wahrnehmungsentsprechung, von der hier die Rede ist, muß demnach etwas anderes sein: Diese ist eine Struktur, die sich im Gehirn befindet. Wenn ein Gehirn außerstande ist, solche Strukturen als Korrelate für optische Wahrnehmungen zu bilden, dann ist der Mensch blind, denn - so könnte man sagen - der Mensch sieht nicht mit den Augen, sondern mit dem Gehirn.

Um diese Wahrnehmungskorrelate geht es. Auf sie bezieht sich meine Fragestellung. Bezüglich dieser Gehirnstrukturen müssen wir uns von der Vorstellung trennen, sie könnten Bilder sein oder Bilder enthalten, gleichsam als wären sie Spiegel. In ihnen spiegelt sich nichts; es sind fremdartige, schwer durchschaubare Gebilde, rätselhafte Strukturen, die nichts von der Wahrnehmung verraten, mit der sie doch offenbar in Verbindung stehen und aus deren Gestalt wir den Inhalt der Wahrnehmung gewiß nicht herleiten könnten, wenn wir ihn nicht auf anderem Wege erfahren würden. Von diesem Befund müssen wir ausgehen, und wir müssen uns fragen, warum das so ist.

Bis heute konnte keiner diese Frage beantworten. Trotz aller Mühen, die Philosophen und Wissenschaftler auf dieses Problem verwandt haben, müssen wir bekennen, daß wir auf diesem Wege eigentlich noch ganz am Anfang stehen.

Wenn sich eine Frage der Lösung derartig hartnäckig widersetzt, dann steht zu vermuten, daß sie uns an die Grenzen unseres Weltbildes führt, vielleicht auch, daß sie im Rahmen unseres Weltbildes nicht zu lösen ist. Um sie zu entwirren, müssen wir bereit sein, umzudenken und etwas zu tun, was einer Kopernikanischen Wende gleichkommt.

Die Geschichte des menschlichen Geistes bietet manche Beispiele solcher Entwicklungen. So blieb die Konstanz der Vakuum-Lichtgeschwindigkeit ein unlösbares Rätsel, solange man in den Kategorien der damaligen Physik verblieb. Erst die spezielle Relativitätstheorie Einsteins brachte die Lösung. Diese Lösung stellte dann allerdings einige festgefügte Grundlagen der damaligen Physik auf den Kopf. Ebenso war die Lösung des Parallelenproblems nur möglich, indem man - unter Verzicht auf jede Anschaulichkeit - die nichteuklidische Geometrie einführte.

Wer sich demgemäß an die Lösung des Rätsels heranwagt, welches die physiologischen Wahrnehmungskorrelate aufgeben, der muß gewappnet sein, Neuland zu betreten. Er muß bereit sein, herkömmliche Betrachtungsweisen aufzugeben und in grundlegenden Bereichen umzudenken. Freilich besteht hierbei die Gefahr, daß er ins Phantasieren gerät und den Boden unter den Füßen verliert. Daher ist es bei einem solchen Unternehmen oberstes Gebot, Mystifikationen und nebelhafte Begriffe zu vermeiden und strenge gedankliche Zucht zu wahren.

Ich habe mich in diesem Sinne bemüht, einen neuen gedanklichen Ansatz zu finden und diesen sodann in strenger Konsequenz zu verfolgen. Hierbei habe ich Unschärfen und Hilfskonstruktionen nach bestem Können vermieden. Dergestalt gelangte ich zu einem Ergebnis, das ebenso neu wie radikal ist und - so glaube ich - das Rätsel in allen Aspekten auf verblüffende Weise löst.

Zunächst erschien es mir wichtig, die Fragestellung - so wie geschehen - einzugrenzen. Aus der umfangreichen und zum Teil diffusen Problematik, die das Leib-Seele-Problem aufgibt, wählte ich die Frage nach der Beziehung zwischen Wahrnehmung und deren physiologischer Entsprechung. Gerade hier tritt ja die Paradoxie besonders auffällig zutage, daß beide Gegebenheiten - betrachtet man ihr Erscheinungsbild jeweils für sich - keine innere Beziehung und schon gar keine

Ähnlichkeit erkennen lassen. Vielleicht liegt hier, wo das Rätsel am prägnantesten hervortritt, der Schlüssel zur Lösung am nächsten.

Meine Überlegungen beziehen sich hiernach - um das deutlich hervorzuheben - nicht auf sämtliche subjektiven Phänomene und ihre physiologischen Gegenstücke, sondern auf das Phänomen der Wahrnehmung. Mein Thema sind also die Wahrnehmung und die ihr entsprechenden physiologischen Vorgänge, die im Gehirn angesiedelt sind. Meine Ausführungen befassen sich nicht mit den subjektiven Prozessen, mit deren Hilfe die Wahrnehmungen ausgewertet werden - von gelegentlichen Ausblicken abgesehen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Meine Überlegungen befassen sich insbesondere nicht mit den Kategorien des Verstandes, der Vernunft oder der Moral. Es liegt außerhalb meiner Fragestellung, ob und inwieweit auch hier physiologische Entsprechungen vorhanden sind und wie deren Beziehungen zu den genannten Kategorien beschaffen sein mögen.

Diese Begrenzung der Fragestellung bietet nach meiner Überzeugung die Chance, das Problem präziser anzugehen, als wenn man versucht, die Fülle der unterschiedlichen subjektiven Phänomene insgesamt und pauschal zum Gehirn in Beziehung zu setzen. Ich glaube, eine Antwort auf eine solchermaßen eingegrenzte Frage ist eher geeignet, ein Tor zu weiteren Erkenntnissen aufzustoßen. Vielleicht läßt sich derart ein Weg finden, der auch in anderen Bereichen weiterführt.

Gegenstand meiner Untersuchung ist daher die Beziehung zwischen Wahrnehmung und physiologischer Wahrnehmungsentsprechung. Wie sich zeigen wird, ist es eine Beziehung von besonderer Eigenart, die viele Rätsel aufgibt, weil sie anders ist als alle Beziehungen, die wir kennen. Ich sehe meine Aufgabe darin, das Prinzip zu ermitteln, welches dieser Beziehung zugrunde liegt. Ich nenne es das WP-Prinzip.

Die Untersuchung braucht übrigens nicht daran zu scheitern, daß unser derzeitiges Wissen über Gestalt und Beschaffenheit der physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen noch lückenhaft ist. Die Natur der hier beabsichtigten Untersuchung erlaubt es, auf Detailwissen zu verzichten. Da es sich um eine theoretische Untersuchung handelt, die eine allgemeine, erkenntniskritische Frage betrifft, kann die physiologische Wahrnehmungsentsprechung als theoretisch gefaßte Größe eingeführt werden, als Größe x gleichsam, die für jede - wie immer geartete - physiologische Wahrnehmungsentsprechung stehen kann. Die Untersuchung bezieht sich auf eine allgemeine und

grundsätzliche Frage; daher kann sie von der konkreten Ausgestaltung des Forschungsgegenstandes weitgehend abstrahieren.

Hier könnten sich Zweifel melden. Man kann einwenden: Solange man die Gestalt der cerebralen Wahrnehmungsentsprechung nicht genau kennt, kann man nicht wissen, ob sich nicht gerade aus der Gestalt wichtige Hinweise für unsere Frage ergeben. Dieser Einwand hat natürlich Gewicht. Aber ich glaube, daß ein gewisses Mindestwissen ausreicht, um bereits jetzt zu wichtigen Ergebnissen zu kommen. Dieses Mindestwissen wird durch den derzeitigen Wissensstand hinreichend abgestützt. Zu diesem Wissen gehört, daß es sich bei den physiologischen Wahrnehmungskorrelaten um komplizierte Gehirnstrukturen handelt, die in Zusammenhang mit einer Wahrnehmung entstehen, die aber weder Abbilder noch sonst irgendwelche Bildreste dessen enthalten, was in der zugehörigen Wahrnehmung erscheint.

Die weiteren Untersuchungen werden zeigen, daß auf dieser Basis wichtige Antworten möglich sind. Es ist ja immer sinnvoll, den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten mit theoretischen Überlegungen zu begleiten, die sich auf den jeweils vorhandenen Wissensstand stützen und die ihrerseits geeignet sind, der weiteren Arbeit des Forschers die Richtung zu weisen. Im übrigen hatte sich bereits gezeigt, daß theoretische Überlegungen weiterhelfen. Es war ja ein theoretischer Gedankengang, der erwiesen hat, daß wir mit Abbildern der Wahrnehmungserlebnisse im Gehirn nicht rechnen dürfen. Warum sollten theoretische Überlegungen nicht auch in anderen Bereichen weiterführen?

Zunächst und vordringlich stellt sich die Frage, ob das WP-Prinzip eine allgültige Aussage formuliert. Die Frage lautet mit anderen Worten: Gehört zu jeder Wahrnehmung eine physiologische Entsprechung, oder gibt es auch Wahrnehmungen, denen kein physiologisches Geschehen im Körper des Wahrnehmenden zugeordnet werden kann? Wenn man sich der Frage unbefangen nähert und von der empirischen Betrachtung ausgeht, drängt sich die Überzeugung auf, es müsse zu jeder Wahrnehmung eine physiologische Entsprechung gehören. Auch ich neige zu dieser Überzeugung, obwohl der Beweis fehlt. Der heutige Stand der Forschung reicht für einen Beweis nicht aus. Im Grunde wird es niemals möglich sein, einen solchen Beweis zu führen.

Zwar ist in zahlreichen Fällen nachgewiesen, daß für ein konkretes Wahrnehmungserleben eine physiologische Entsprechung vorhanden sein muß. Daraus den Schluß zu ziehen, in allen Fällen eines subjektiven Wahrnehmungserlebnisses müsse eine physiologische Entsprechung vorhanden

sein, wäre der bekannte Fehlschluß von "es gibt" auf "alle sind". Freilich beruht unsere "Gewißheit" über die Naturgesetzlichkeiten ebenfalls - und zwar ausschließlich - auf diesem Schluß (so bereits David Hume⁸). So ist das Naturgesetz der Schwerkraft zwar durch eine unübersehbar große Zahl von Ereignissen belegt. Daraus folgt aber nicht zwingend, daß es überall und immer gilt. Es ist immer ein Schluß von "es gibt" auf "alle sind", der ein Naturgesetz abstützt. Für unser praktisches Leben zögern wir allerdings nicht, eine durch zahlreiche Ereignisse gesicherte Gewißheit als hinreichend anzuerkennen.

Auch wenn wir in sehr zahlreichen Fällen nachweisen, daß einem Wahrnehmungserleben eine objektive Entsprechung zuzuordnen ist, so folgt daraus nicht zwingend, daß es nicht auch Wahrnehmungen ohne solche objektive Entsprechung gäbe, ebenso wie aus vielen Ereignissen, die die Schwerkraft belegen, nicht der zwingende Schluß gezogen werden kann, das Naturgesetz der Schwere gelte immer und überall.

Dieses Problem, welches als Unmöglichkeit der vollständigen Induktion bezeichnet wird, kann für unseren Fall auch nicht durch den gedanklichen Absatz Poppers⁹ behoben werden. Dieser Ansatz bietet allenfalls für Sonderfälle die Möglichkeit, das Induktionsproblem zu überwinden und eine Theorie abschließend zu verifizieren. In unserem Fall hilft er nicht weiter. Ich sehe jedenfalls keine Möglichkeit, die Allgültigkeit des in der WP-Beziehung beschriebenen Befundes dadurch zu belegen, daß ich sämtliche konkurrierenden Annahmen im Wege der Falsifikation ausschließe.

Trotz der Schwierigkeiten, die das Induktionsproblem bietet, pflegen wir ein Naturgesetz unserem Denken zugrunde zu legen, wenn es durch zahlreiche Ereignisse gestützt wird und in keinem einzigen Fall widerlegt ist. Ebenso wäre man meines Erachtens berechtigt, die Allgültigkeit der Aussage zu akzeptieren, daß zu jeder Wahrnehmung eine physiologische Entsprechung gehört, wenn diese Annahme durch zahlreiche Untersuchungen abgesichert und nicht - auch nicht für einen einzigen Fall - widerlegt ist. Es ist dies keine Gewißheit im strengen Wortsinn, aber eine Gewißheit, die so gut fundiert ist wie die Gewißheit über ein experimentell gut bestätigtes Naturgesetz. Da es sinnvoll ist, die Konsequenzen eines solchen Naturgesetzes zu durchdenken, muß es auch sinnvoll sein, die Konsequenzen der Annahme zu durchdenken, es gebe für jede Wahrnehmung eine physiologische Entsprechung.

Im übrigen sprechen gewichtige Gründe für die Allgültigkeit der Aussage, das heißt für den Satz, daß eine physiologische Entsprechung bei jeder Wahrnehmung gegeben ist. Stellt man nämlich die

Allgültigkeit der Aussage in Frage, dann muß man postulieren, es gebe zwei verschiedene Sorten der Wahrnehmung, solche, die von physiologischen Entsprechungen begleitet sind, und andere. Man müßte darüber hinaus fordern, daß der Wahrnehmende selbst nicht unterscheiden kann, ob einer Wahrnehmung eine physiologische Entsprechung zugrunde liegt oder nicht, denn unsere Wahrnehmungen zeigen nichts über einen solchen Unterschied an. In unserem Erleben gibt es nicht etwa zwei verschiedene Sorten der Wahrnehmung, die durch einen solchen Unterschied erklärt werden könnten. Man müßte hiernach annehmen, eine Wahrnehmung mit physiologischer Entsprechung könne exakt das gleiche subjektive Erleben zum Inhalt haben wie eine Wahrnehmung ohne solche physiologische Entsprechung. Eine solche Annahme ist zwar widerspruchsfrei möglich, erscheint aber so abwegig, daß sie uns unmöglich befriedigen kann.

Auch ist folgendes zu beachten: Wahrnehmungen stehen in Zusammenhang mit Sinnesorganen; sie setzen die Tätigkeit der Sinnesorgane voraus. Wenn die Sinnesorgane versagen, bleibt die Wahrnehmung aus.

Die Wahrnehmung erfordert darüber hinaus, daß vom Sinnesorgan ein Kausalstrang zum Gehirn führt. Wenn dieser unterbrochen ist - wenn etwa der Sehnerv geschädigt ist und die Nachricht vom Auge zum Gehirn nicht überbringen kann - findet eine Wahrnehmung nicht statt. Erst wenn im Gehirn etwas angekommen ist, das vom Sinnesorgan ausgeht, wenn also im Gehirn etwas geschieht, was auf das Sinnesorgan ursächlich zurückzuführen ist, dann ist auch die Wahrnehmung vorhanden. Folglich muß die Wahrnehmung von einem physiologischen, im Gehirn angesiedelten Geschehen begleitet sein - anders wäre die Funktion des Sinnesorgans in Zusammenhang mit dem Wahrnehmungsgeschehen nicht verständlich. Dieses Geschehen - oder ein Ausschnitt aus diesem Geschehen - ist das, was ich als physiologische Wahrnehmungsentsprechung bezeichne; es ist derjenige Ausschnitt, ohne den die Wahrnehmung nicht stattfände.

Dieser Gedanke scheint hiernach die Annahme sehr nahezu legen, daß zu jeder Wahrnehmung eine physiologische Entsprechung gehört. Allerdings ist ein Einwand möglich: Es gibt Wahrnehmungen, die sich ohne Zuhilfenahme der Sinnesorgane vollziehen, nämlich die Traumgesichte und Halluzinationen. Der Traum spielt sich bei geschlossenen Augen ab, geträumte Bilder können hiernach der Funktion der Augen entraten; sie entstehen, ohne daß die Augen eingesetzt werden. (Man könnte diesen Gedanken fortspinnen: Wer beide Augen verloren hat, kann zwar nicht mehr sehen. Vielleicht kann er noch träumen? Vielleicht begegnen dem Erblindeten noch visuelle Erlebnisse im Traum, unter Umständen beschränkt auf eine gewisse Zeit nach dem Verlust des

Augenlichtes?) In diesen Fällen folgt die Existenz der physiologischen Wahrnehmungsentsprechung nicht aus der Funktion und Bedeutung des Sinnesorgans. Aber ich bin davon überzeugt, daß das WP-Prinzip auch hier gilt und daß es auch zu geträumten Bildern Wahrnehmungsentsprechungen gibt.

Die Allgültigkeit des Befundes, welcher dem WP-Prinzip zugrunde liegt, wird also durch eine Reihe von Erwägungen sehr nahegelegt. Bewiesen im strengen Wortsinne wird sie nicht. Daher ziehe ich es vor, diese Allgültigkeit meiner Arbeit nicht als Gewißheit, sondern als Hypothese zugrunde zu legen. Diese Hypothese ist jedenfalls so stark objektiviert, daß es sich lohnt, ihre Konsequenzen sorgfältig zu durchdenken.

Selbst wenn der letzte Beweis der Allgültigkeit aussteht - und wohl immer ausstehen wird - steht doch eines fest: Das WP-Prinzip ist kein Zufall. Es beschreibt kein zufälliges Nebeneinander von Wahrnehmung und physiologischer Entsprechung. Der Befund ist zu signifikant, als daß man sich mit einer Erklärung zufrieden geben könnte, die sich in der Beschreibung zweier paralleler Phänomengruppen erschöpft. Die Beziehung zwischen Wahrnehmung und physiologischer Entsprechung ist nicht von ungefähr; sie muß einen Grund haben. Es muß etwas geben, was diese Beziehung erklärt und was mehr ist als der Umstand, daß es diese Beziehung als solche gibt. Dieses Etwas ist das WP-Prinzip, um das es in meinen Überlegungen geht.

Gegenstand der Untersuchung ist also eine Beziehung. In dieser liegt das Rätsel. Nicht in der Beschaffenheit oder Eigenart einer Sache oder einer sonstigen Gegebenheit, sondern in der Relation, der Verknüpfung solcher Gegebenheiten liegt der Gegenstand, der unsere Neugier erweckt. Hierzu bedarf es noch einiger Klarstellungen:

Die Beziehung besagt, daß zu einer Wahrnehmung eine physiologische Wahrnehmungsentsprechung gehört (und umgekehrt). Das würde bedeuten, daß einer Wahrnehmung eine solche physiologische Entsprechung zugeordnet werden kann. Diese Zuordnung bereitet uns Schwierigkeiten.

Bei exakter Betrachtung würde eine solche Zuordnung von Wahrnehmung und physiologischer Entsprechung voraussetzen, daß es eine abgrenzbare Wahrnehmung und eine abgrenzbare physiologische Entsprechung gibt, die wechselseitig zugeordnet werden können, etwa im Sinne einer mathematischen Funktion derart, daß jedem Wert x ein Wert y eineindeutig entspreche. Eine

solche physiologische Zuordnung würde hiernach voraussetzen, daß jeder physiologischen Entsprechung jeweils ein bestimmter Wahrnehmungsgehalt - und nur dieser - zuzuordnen sei und daß andererseits dem Wahrnehmungsgehalt jeweils wiederum diese physiologische Entsprechung - und nur diese - entsprechen dürfe.

Hier ergeben sich Zweifel. Ich weiß nicht, ob es erlaubt ist, einen einzelnen Teil aus dem Gesamtkontext der physiologischen Entsprechungen herauszulösen und diesen dann einer Wahrnehmung zuzuordnen, die in gleicher Weise aus dem Gesamtkontext der Wahrnehmungen gedanklich zu lösen wäre. Die Gesamtheit der physiologischen Wahrnehmungsgrundlagen ist kein starres, aufgliederbares System, sondern ein System von höchster Beweglichkeit, entsprechend unserem Wahrnehmungserleben. Angesichts dessen würde die gedankliche Loslösung einer physiologischen Entsprechung aus ihrem Umfeld ebensowenig befriedigend geschehen können wie das gedankliche Herausschneiden einer Wahrnehmung aus dem Gesamtzusammenhang der Wahrnehmungen. Schließlich muß die Möglichkeit einbezogen werden, daß die physiologische Entsprechung einer konkreten Wahrnehmung gleichzeitig an verschiedenen Stellen des Gehirns angesiedelt ist, mehr noch, daß die physiologische Entsprechung wie ein regelmäßiges Gitter oder wie ein Hologramm, das die ganze Information in jedem Ausschnitt enthält, über weite Teile des Gehirns verbreitet ist. Die jüngere Hirnforschung scheint dies nahezu legen.¹⁰

Eine sichere Zuordnung im Einzelfall würde bedeuten, daß eine bestimmte physiologische Entsprechung x , die zu einer Wahrnehmung x_1 gehört, immer dann, wenn sie wieder auftaucht, jedesmal notwendig mit der gleichen Wahrnehmung verbunden sein müßte. Das würde voraussetzen, daß es eine physiologische Entsprechung x mehrfach geben kann und weiterhin, daß es eine Wahrnehmung x_1 mehrfach geben kann. Diese Voraussetzung ist zweifelhaft, weil jede physiologische Entsprechung, die sich wiederholt, jedesmal an einer anderen Stelle des raumzeitlichen Gesamtkontextes erscheinen würde und somit eigentlich nicht mehr die gleiche wäre - nichts anderes gilt für die Wahrnehmung. Es gibt in beiden Fällen nur Identität oder allenfalls Ähnlichkeit, niemals aber Gleichheit (Kongruenz) nicht identischer Gegebenheiten.

Das soll nicht ausschließen, daß ich bisher und im folgenden von einer Zuordnung einer physiologischen Entsprechung zu einer Wahrnehmung rede. Gemeint ist keine exakte, eineindeutige Zuordnung, sondern eine Zuordnung, die näherungsweise geschieht und die dem Verständnis des Gedankengangs dienen soll. Ebenso wie die Newtonsche Mechanik mit dem Massepunkt arbeitet, den es in Wirklichkeit nicht gibt, arbeitet meine Untersuchung mit der

Zuordnung von Wahrnehmung und physiologischer Entsprechung, obwohl dieses eine gedankliche Vereinfachung ist, die konkret nicht nachvollzogen werden kann.

Daher schlage ich vor, die Zuordnung abstrakt zu begreifen, ebenso wie ich die physiologische Wahrnehmungsentsprechung, über die wir konkret noch nicht viel wissen, als abstrakte Größe eingeführt habe. Da es sich um einen theoretischen Gedankengang handelt, ist diese Abstraktion erlaubt. Das bedeutet: Die Zuordnung ist zwar - in abstrakto - immer gegeben. Daraus folgt nicht, daß es immer gelingt, die Zuordnung am konkreten Fall exakt nachzuweisen.

IV DIE WAHRNEHMUNG

Das WP-Prinzip betrifft die Beziehung zwischen der Wahrnehmung und der physiologischen Wahrnehmungsentsprechung, das heißt zwischen zwei Größen, die für den weiteren Fortgang der Überlegungen von zentraler Bedeutung sind. Zum weiteren Verständnis ist es erforderlich, diese Größen genauer unter die Lupe zu nehmen. Beginnen wir mit der Wahrnehmung.

Folgt man dem gängigen Sprachverständnis, dann liegt ein Irrtum nahe, denn nach dem Wortgebrauch könnte die Wahrnehmung als zielbezogene, objektgerichtete Tätigkeit begriffen werden. Das Wort "wahrnehmen" ist ein transitives Zeitwort, ein Verbum also, das ein Akkusativobjekt haben kann, wie essen, trinken, geben oder verbieten. Ich nehme eine Blume wahr - dieser Satz könnte die Vorstellung erwecken, die Blume sei das Objekt meines Handelns, so als werde die Blume durch meine Wahrnehmung erzeugt oder vereinnahmt, wie ich den Kuchen vereinnahme, den ich esse, oder wie ich den Wein erzeuge, den ich kelttere.

Ich hebe hervor: In den nachstehenden Erörterungen ist Wahrnehmen nicht in diesem zielgerichteten, transitiven Sinne gemeint. Vielmehr verstehe ich Wahrnehmen nicht als Handeln, sondern als Erleben. Wahrnehmen ist das, was sich in meinem bewußten Erleben abspielt, wenn dort ein Ding auftaucht, wobei das Ding nicht Objekt meines Handelns ist, sondern Inhalt und Gegenstand des Erlebens. Wahrnehmung ist gleichsam zu verstehen als der Film, der in meinem Bewußtsein abläuft und mir die Dinge und Ereignisse vorführt. Wahrnehmungen, das sind die Geräusche und Tasterlebnisse, die Geruchs- und Geschmacksempfindungen, die unvermittelt in meinem Bewußtsein auftauchen. Die Wahrnehmung ist - kurz gefaßt - nichts anderes als das subjektive Erleben der Wahrnehmungsinhalte.

Um ein Mißverständnis zu vermeiden: Der Unterschied zwischen transitiver Wahrnehmung und intransitiver Wahrnehmung ist nicht gleichbedeutend mit dem Unterschied zwischen gezielter, d.h. zweckbezogen herbeigeführter Wahrnehmung und überraschender, unerwarteter Wahrnehmung. Die gezielt herbeigeführte Wahrnehmung ist ebenso intransitiv wie die unerwartete Wahrnehmung. Auch wenn ich einen Gegenstand aufsuche, um ihn zu betrachten, ist die Wahrnehmung, die ich herbeigeführt habe, ein subjektives Erleben. Der betrachtete Gegenstand ist zwar Objekt der Handlungen, die der Wahrnehmung vorausgehen, also Objekt der Tätigkeit, die darin liegt, daß ich den Gegenstand ergreife und vors Auge führe. Er ist aber nicht Objekt (Handlungsobjekt, Handlungsziel) der Wahrnehmung, sondern deren Inhalt, deren Essenz.

Hier wird gleich ein weiteres klar: Die Wahrnehmung ist keine Körperbewegung. So ist z.B. die optische Wahrnehmung etwas grundlegend anderes als die Körperbewegung, welche die Wahrnehmung herbeiführt und die etwa darin besteht, daß ich den Blick zum Gegenstand hinwende. Die Körperbewegung ist kein subjektives Erleben, sondern ein Vorgang in der objektiven Wirklichkeit, der seinerseits Gegenstand und Inhalt einer Wahrnehmung sein kann. Die Wahrnehmung ist hiervon qualitativ unterschieden. Auch der Blinde kann einen Gegenstand zum Auge führen oder das Auge einem Gegenstand zuwenden und damit die gleiche Tätigkeit wie der Sehende ausüben. Gleichwohl gibt es bei ihm keine optische Wahrnehmung. Schon daher muß die Wahrnehmung etwas anderes als eine Körperbewegung sein.

Was also ist die Wahrnehmung? Was ist das für ein seltsames Geschehen, welches ich als subjektives Erleben bezeichnet habe, wie ordnen wir dieses Geschehen in die Rubriken ein, aus denen unser Weltbild besteht? Ist die Wahrnehmung am Ende ein Vorgang wie andere Vorgänge auch, etwa wie ein Regenguß oder ein Sonnenuntergang (oder wie ein Geschehen im Gehirn)? Gleich fällt auf, daß sich die Wahrnehmung von derartigen Vorgängen in kennzeichnender Weise unterscheidet. Während der Regenguß oder der Sonnenuntergang - so wie irgendein anderes beobachtbares Geschehen - zumindest grundsätzlich von jedermann in gleichem Sinne erfahren werden kann, ist die Wahrnehmung ausschließlicher Besitz des einzelnen, nämlich dessen, der wahrnimmt. Nur der Wahrnehmende weiß, was er wahrnimmt und wie er es wahrnimmt. Jeder Versuch, den wahrgenommenen Eindruck mitzuteilen, ist notwendig unvollkommen. Man versuche etwa, den besonderen Geschmack einer Mahlzeit einem anderen mitzuteilen, der dieses Gericht nicht kennt.

Hiernach müßte zwischen den Ereignissen der objektiven Wirklichkeit und den Wahrnehmungen ein grundlegender Unterschied bestehen. Andererseits ist uns bewußt, daß die geschilderten Ereignisse - der Sonnenuntergang und der Regenguß - allein als Wahrnehmungsinhalt erscheinen. Die Wahrnehmung ist das Medium, welches uns sie Ereignisse vorführt. Ohne Wahrnehmung hätten wir keinen Zugang zu den Ereignissen. Dieses könnte uns zu der Aussage verleiten, die Dinge und Ereignisse seien dasselbe wie die Wahrnehmungen, in denen sie erscheinen. Für diesen Fall käme den Dingen und Ereignissen einerseits und den Wahrnehmungen andererseits die gleiche Seinsqualität zu.

Hierzu eine Klarstellung: Wenn ich von Dingen und Ereignissen spreche, meine ich nicht zwei verschiedene Begriffe. Auch Dinge sind Ereignisse, denn sie entstehen und vergehen in der Zeit. Andererseits sind Ereignisse im allgemeinen nicht ohne Dinge denkbar, denn es sind die Dinge, auf die sich die Ereignisse beziehen. Gleichwohl sind Dinge und Ereignisse nicht als synonym zu bewerten. Eher könnte man sagen, daß Dinge und Ereignisse sich auf dasselbe beziehen, dieses aber unter unterschiedlichen Blickpunkten ausleuchten. Es liegt daher nahe, Dinge und Ereignisse als Doppelnamen für ein- und dasselbe anzusehen, als "Hendiadyoin" (wie zum Beispiel Grund und Boden oder Fug und Recht). Für den nachstehenden Text gilt folgendes: Wenn ich von Dingen rede, meine ich Dinge und Ereignisse; wenn ich von Ereignissen rede, meine ich Dinge und Ereignisse. Wenn ich von Dingen und Ereignissen rede, meine ich eben dieses. In allen Fällen meine ich Ausschnitte aus der wahrnehmbaren Wirklichkeit, Segmente aus der mich umgebenden Erfahrungswelt.

Wenn ich die Dinge und Ereignisse als Wahrnehmungsinhalte begreife, dann gehören sie zur Wahrnehmung. Sie sind deren Teil, d.h. Teil des Erlebens, als welches ich die Wahrnehmung definiere. Man möchte meinen, sie füllen die ganze Wahrnehmung aus. Denn es ist nicht möglich, eine Wahrnehmung ohne einen konkreten Wahrnehmungsinhalt zu denken. Wahrnehmung ohne Inhalt ist ein sinnloser Begriff. Wenn der Wahrnehmungsinhalt entfällt, dann verschwindet die Wahrnehmung selbst; in meinem Erleben bleibt nicht etwa ein Rest, eine leere Hülle, ein Gerüst zurück, gleichsam eine Wahrnehmung in abstrakto, die dann geeignet wäre, irgendeinen Wahrnehmungsinhalt aufzunehmen.

Aber umgekehrt ist es möglich, den Wahrnehmungsinhalt getrennt von der Wahrnehmung zu denken. Die Wahrnehmungsinhalte, das sind ja die Dinge und Ereignisse der mich umgebenden Wirklichkeit. Diese Dinge und Ereignisse gibt es doch auch, wenn ich sie nicht wahrnehme. Wenn

ich etwa einen Apfel betrachte und dann den Blick abwende, dann ist der Apfel auch vorhanden, wenn ich ihn nicht mehr sehe. Es widerspricht offenbar meinem Wirklichkeitsverständnis zu sagen, der Apfel sei immer nur dann und insoweit vorhanden, als ich ihn aktuell wahrnehme.

Die Auffassung ist freilich nicht unbestritten. Schon Parmenides auf Elea hat 500 v.Chr. die Auffassung verfochten, außerhalb des menschlichen Denkens und Wahrnehmens gebe es keine Wirklichkeit¹¹. Dieser Gedanke ist in der Geschichte menschlichen Denkens immer wieder in mehr oder minder abgewandelter Form aufgetreten. Berkeley¹² - um einen der bedeutendsten Vertreter dieser Auffassung zu nennen - verneinte die Existenz von Gegebenheiten, die außerhalb der Wahrnehmung stehen. Für ihn existierten die Dinge nur als Wahrnehmungen. *Esse est percipi*, so lautete die Formel: Sein ist dasselbe wie wahrgenommen werden. Gegenüber diesem Standpunkt, den man den idealistischen nennt, gibt es viele Spielarten des Realismus, welche von der wahrnehmungsunabhängigen Existenz der Dinge und Ereignisse ausgehen. Der Streit zwischen diesen Meinungen besteht seit alters her. Im Grunde konnte er bis auf den heutigen Tag nicht befriedigend geschlichtet werden.

Die Annahme, es gebe nur die Wahrnehmungen, und nur ihnen komme ein reales Sein zu, führt in letzter Konsequenz zu der unbefriedigenden Position des Solipsismus, der ein philosophischer Autismus ist. Die Gegenposition, wonach die Dinge völlig unabhängig von der Wahrnehmung existieren, läßt sich - trotz vielfältiger Bemühungen - nicht konsequent und widerspruchsfrei durchführen. Ich möchte diese uralte Frage an dieser Stelle nicht entscheiden. Im Rahmen meiner Untersuchung - die letztlich zu einer völlig neuen Lösung dieses Problems führen wird - will ich zunächst von der wahrnehmungsunabhängigen Existenz der Dinge und Ereignisse ausgehen, wie es der natürlichen und praktischen Vernunft entspricht. Ich muß das schon deswegen tun, weil das WP-Prinzip zu dieser Annahme zwingt. Nach diesem Prinzip müssen die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen vorhanden sein, wenn die zugehörige Wahrnehmung stattfinden, und zwar auch dann, wenn die physiologischen Entsprechungen ihrerseits nicht wahrgenommen werden. Wenn die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen nur dann vorhanden wären, wenn man sie aktuell wahrnimmt, dann wären sie im Regelfall nicht vorhanden, denn wer öffnet schon seinen Kopf und schaut hinein! Wenn ich im übrigen bei meinen Überlegungen gelegentlich auch den idealistischen Standpunkt - das *esse est percipi* - als Ausgangspunkt wähle, so geschieht das nur, um mögliche Konsequenzen auch von dieser Warte zu überdenken.

Geht man davon aus, daß die Dinge und Ereignisse unabhängig von den Wahrnehmungen existieren, in der sie erscheinen bzw. erscheinen könnten, dann ergibt sich als Folge, daß die Dinge und Ereignisse etwas anderes sind als die jeweiligen Wahrnehmungen, und zwar etwas qualitativ anderes, denn sie können auch dann existieren, wenn eine Wahrnehmung nicht existiert. Das bedeutet aber, daß die Wahrnehmungen ihrerseits etwas anderes sein müssen als die Dinge oder Ereignisse, die in ihnen erscheinen. Der Apfel ist etwas anderes als die Wahrnehmung des Apfels, denn er existiert auch dann, wenn er nicht wahrgenommen wird. Demzufolge muß die Wahrnehmung des Apfels etwas anderes als der Apfel sein. Eine entsprechende Aussage läßt sich für jede Wahrnehmung und für jedes Ding bzw. Ereignis treffen.

Wir sehen also: Gerade der realistische Standpunkt, wonach die Dinge unabhängig von den Wahrnehmungen existieren, d.h. der typische Standpunkt des naturwissenschaftlichen Forschers, führt in seiner Konsequenz zu der Einsicht, daß die Wahrnehmungen etwas anderes sind als die Dinge und Ereignisse der objektiven, außersubjektiven Wirklichkeit.

Allerdings belegt dieser Gedankengang die Andersartigkeit nur hinsichtlich der Wahrnehmung und des Dinges, das in eben dieser Wahrnehmung erscheint. Er läßt die Denkmöglichkeit offen, die Wahrnehmung sei zwar etwas qualitativ anderes als das Ding, das als ihr Inhalt erscheint, aber sie sei gleichwohl ein Ding, d.h. eine Wesenheit, die zur Kategorie der Dinge und Ereignisse gehört, sie sei eben nur ein anderes Ding, d.h. ein Ding, das nicht als ihr Inhalt erscheint (etwa eine Hirnstruktur).

Dem wäre aber entgegenzuhalten: Die Dinge und Ereignisse sind uns allein zugänglich durch das Hilfsmittel der Wahrnehmung. Wir könnten die Dinge und Ereignisse sogar in diesem Sinne definieren, nämlich als das, was als Wahrnehmungsinhalt erscheint bzw. erscheinen könnte. Wenn hiernach die Wahrnehmung das Medium ist, das die Dinge erschließt, dann kann sie nicht zu den Dingen gehören, denn das Medium, welches etwas erschließt, kann nicht zugleich zu dem Bereich dessen gehören, was erschlossen wird; anderenfalls müßte es sich ja selber erschließen. Es müßte vorhanden sein, ehe es entsteht, damit es entstehen kann. Einen solchen Akt der Urzeugung aus sich selbst sollten wir getrost außer Betracht lassen.

Der gleiche Gedanke läßt sich so formulieren: Die Wahrnehmung gehört nicht zum Bereich der wahrnehmbaren Dinge, denn sie ist selber - als Wahrnehmung - nicht wahrnehmbar. Diese Aussage

erscheint zunächst paradox; sie wird aber verständlich, wenn man sich vor Augen hält, was sie bedeutet: Die Wahrnehmung kann nicht als Inhalt einer anderen Wahrnehmung erscheinen.

Ich kann zwar eine Rose wahrnehmen, aber ich kann nicht die Wahrnehmung einer Rose wahrnehmen. Jedenfalls gibt es in meinem Erleben kein Geschehen, das ich sinnvoll als Wahrnehmung der Wahrnehmung der Rose bezeichnen könnte und das sich in irgendeiner Weise von der Wahrnehmung der Rose unterscheidet. Wenn ich zudem die Wahrnehmung als wahrnehmbar bezeichnen würde, dann müßte auch die Wahrnehmung der Wahrnehmung wahrnehmbar sein, sowie die Wahrnehmung der Wahrnehmung der Wahrnehmung. Es gibt aber mit Sicherheit kein Erleben, das durch solche exotischen Sätze gekennzeichnet werden könnte.

Die Einsicht, die Wahrnehmung müsse etwas anderes sein als ein Ding oder Ereignis, wird zudem durch den Befund abgestützt, den ich bereits erwähnt hatte: Die Wahrnehmung ist nur dem einzelnen zugänglich. Sie ist ein subjektives Erleben, als solches erscheint sie ausschließlich in dem Bewußtsein des Menschen, der wahrnimmt. Dieser kann die Wahrnehmung keinem anderen zugänglich machen, selbst wenn er es wollte. Er kann zwar die Wahrnehmung beschreiben, aber hierdurch würde er nur erreichen, daß der andere die Beschreibung erfährt, nicht aber die Wahrnehmung. Demgegenüber ist das Ding - als Bestandteil der objektiven Außenwelt - für jedermann erreichbar. Jeder, dessen Sinne in Ordnung sind, kann es mit deren Hilfe erfahren. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zwischen jeder Wahrnehmung und jedem Ding.

Der Unterschied zwischen der Wahrnehmung und dem wahrgenommenen Ding wird noch auf andere Weise deutlich: Nur dann, wenn das Ding als Wahrnehmungserleben in Erscheinung tritt, gibt es dafür im Gehirn des Wahrnehmenden ein physiologisches Gegenstück, ein Wahrnehmungskorrelat. Nur die aktuelle Wahrnehmung, die Wahrnehmung als Bewußtseinsakt, ist begleitet von der Existenz einer physiologischen Entsprechung im Gehirn. Das Ding für sich gesehen hat diese Eigenschaft nicht. Ein Apfel, der vorhanden ist und den ich daher wahrnehmen könnte, den ich aber nicht wahrnehme, führt nicht zur Entstehung einer physiologischen Entsprechung in meinem Gehirn. Etwas anderes mag für die Erinnerung an eine Wahrnehmung gelten. Diese ist aber etwas anderes als die Wahrnehmung; auch sie existiert im übrigen keineswegs immer, wenn das wahrzunehmende Ding existiert.

Wenn die Wahrnehmung nicht zum Kreis der Dinge und Ereignisse gehört - wohin gehört sie dann? Die bisher gefundenen Erkenntnisse legen die Antwort nahe: Die Wahrnehmung zählt zu

dem Bereich des subjektiven Erlebens; gerade darum ist sie unübertragbarer Besitz des Einzelnen. Die Wahrnehmung rechnet somit zur Welt des Bewußtseins, zum Reich der Gedanken, Gefühle und Empfindungen. Wir nennen diesen Bereich das Ich, denn alles bewußte Erleben ist Icherleben. Damit sind wir zu einer Größe gelangt, die für den weiteren Fortgang der Überlegungen von zentraler Bedeutung sein wird: Das Ich. Darunter wollen wir den Inbegriff dessen verstehen, was an bewußtem Erleben vorhanden oder möglich ist. Wir könnten das Ich aber auch einfacher umschreiben, damit es unserem Verständnis weniger Mühe bereitet: So ließe sich formulieren: Das Ich ist das, was wir meinen, wenn wir "ich" sagen. Dies geschieht ja häufig genug, und in diesem Sinne ist das Ich eine vertraute Angelegenheit.

Am besten läßt es sich so fassen: Die Wahrnehmung ist eine Funktion des Ich, das sich seiner selbst bewußt ist. Ren, Descartes¹³ prägte den Satz: cogito ergo sum. Ich denke, also bin ich. Dieser Satz läßt sich umformen: Percipio, ergo sum. Ich nehme wahr, also bin ich. Das Subjekt dieses Satzes, das Ich, wird sich seiner selbst bewußt durch seine Funktionen, die ich als Ichfunktionen bezeichnen möchte und zu denen etwa das Denken, das Fühlen und das Entscheiden gehört. Eine solche Ichfunktion ist die Wahrnehmung. Das Ich erfährt sich selbst als Subjekt seiner Wahrnehmungserlebnisse, denn wenn ich eine Rose sehe, bin ich mir nicht nur der Rose bewußt, sondern auch des Umstandes, daß ich es bin, der die Rose sieht.

Hier wird der entscheidende Unterschied zwischen der Wahrnehmung und irgend einem Ereignis deutlich. Die Wahrnehmung ist stets ein "ich nehme wahr". Sie macht mir nicht nur den Wahrnehmungsinhalt bewußt, sondern den Umstand, daß ich ihn wahrnehme. Hiernach ist das Ich in jeder Wahrnehmung als wesentliches Ingrediens enthalten, und zwar an jeder Stelle der Wahrnehmung, denn jeder Wahrnehmungsteil, auch der kürzeste und kleinste, ist notwendig ein "ich nehme wahr". Das Ich ist in jedem Punkt der Wahrnehmung präsent, es durchdringt die Wahrnehmung wie die Zeit ein Ereignis durchdringt. Diese besondere Dimension des Ich prägt die Wahrnehmung und unterscheidet sie von den Dingen und Ereignissen, denen diese Dimension abgeht. Hiernach ist die Wahrnehmung mehr als der Wahrnehmungsinhalt: Das Ich ist die Zutat, die über den Wahrnehmungsinhalt hinausgeht.

Aus dem Umstand, daß die Wahrnehmung nicht zum Kreis der objektiven Wirklichkeit, sondern zum Ich gehört, darf nicht geschlossen werden, die Wahrnehmung habe keine reale Existenz. Im Gegenteil, es gibt sie, denn es macht einen Unterschied, ob ich etwas wahrnehme, oder ob es nicht

wahrnehme. Dieser Unterschied ist real; folglich muß auch die Wahrnehmung real sein, denn die Wahrnehmung ist nichts anderes als dieser Unterschied.

Die Wahrnehmung muß bereits darum eine reale Existenz besitzen, weil das Ich, als dessen funktionaler Bestandteil sie erscheint, zweifelsfrei wirklich vorhanden ist. Wer das bestreitet, halte sich vor Augen, wie oft er im Leben das Wort "ich" verwendet. Sollte das immer ein Nichts sein, von dem er redet? Im übrigen kann man die Existenz des Ich nicht bestreiten, ohne sich in einen Widerspruch zu verwickeln. Indem ich etwas bestreite, setze ich mich voraus. Mit Descartes könnte man sagen: Ich bestreite, also bin ich. Dieser Satz gilt allgemein, also auch dann, wenn ich die Existenz des Ich bestreite. Ich kann also das Ich nicht bestreiten, ohne das Ich vorauszusetzen. Das Ich ist wie der Igel im Wettlauf mit dem Hasen. Es ist immer schon da, wenn ich es verneine, denn ich bin es selbst, der verneint.

Leider ist das Ich als Phänomen ein wenig aus dem Zentrum der erkenntnistheoretischen Bemühungen herausgerückt mit der Folge, daß der Sinn für die Realität des Ich verloren ging. Der philosophische Idealismus sowie in der Folgezeit der Existenzialismus gruppierten ihre Gedanken im Schwerpunkt um das Phänomen des Ich (das gilt auch für Husserl¹⁴ und seinen Satz: "Zu den Sachen selbst!" Auch Husserl leitete die Sachen aus den Wahrnehmungen ab, indem er - mit Hilfe der "eidetischen Reduktion" - aus den unterschiedlichen Wahrnehmungen ein Höchstmaß an objektiver Substanz herauszufiltern suchte).

Diesem erkenntniskritischen Standpunkt standen die aufregenden Entdeckungen der Naturwissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert gegenüber. Sie bezogen sich offenbar auf eine objektive, vom Betrachter unabhängige Welt. Als Folge sogen sie das allgemeine Interesse fort von den subjektiven Phänomenen hin zu dieser objektiven Welt. Allerdings ergaben sich auch hier sehr bald erkenntnistheoretische Probleme besonderer Art (etwa die Frage nach dem Wahrheitsgehalt einer Theorie). Solchen Fragen wurde die Schulphilosophie nach Auffassung vieler Naturforscher nicht mehr gerecht. Daher bemühten sich die Vertreter der Naturwissenschaft selber um eine metaphysische Basis ihrer Welt. Die Erkenntnistheorie ging - wenigstens zu Teilen - auf die Naturwissenschaft über.

Das hatte gewiß einen guten und verständlichen Sinn, führte aber zu einer Einseitigkeit mit umgekehrten Vorzeichen. Das Ich und seine Phänomene kamen in den Händen der Naturwissenschaft bei der Lösung der erkenntnistheoretischen Fragen zu kurz. Zwar wurde das Ich

nur in seltenen Fällen geleugnet, aber es rückte aus dem Zentrum. Es geriet fast zur Verlegenheit. Das Ich ließ sich nicht abstreiten, aber es wurde verdrängt. Schließlich hatte es die mißliche Eigenschaft, daß es den Methoden der Naturwissenschaft nicht zugänglich war. Man kann einen Gedanken nicht unter das Mikroskop legen. Man kann einer Empfindung keinen Ort im kartesischen Koordinatengerüst zuweisen.

Daher verkümmerte das Ich zum Epiphänomen. Man konnte nicht umhin, seine Existenz zu bejahen, aber man billigte ihm gleichsam eine Wirklichkeit zweiter Klasse zu, so als habe der bloße Gedanke an einen Apfel eine mindere Realität als der Apfel selber.

Von dieser Einseitigkeit müssen wir uns befreien. Bei allem Respekt vor den Naturwissenschaften dürfen wir nicht verkennen, daß eine Lösung der entscheidenden erkenntnistheoretischen Probleme nur möglich ist, wenn wir hierbei dem Phänomen des Ich den gebührenden Wert einräumen. Ein Lösungsversuch, der Teilbereiche ausklammert, hat keine Chance. Zudem erscheinen alle Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung allein durch die Vermittlung des Ich: Nur dieses nimmt die Experimente wahr und erdenkt die Theorien. Schon darum läßt sich das Ich bei dieser Fragestellung nicht straflos übergehen.

Daher müssen wir Existenz und Realität des Ich und aller seiner Funktionen uneingeschränkt und vorbehaltlos bejahen. Das Ich ist ebenso real vorhanden wie ein Tisch oder ein Auto. Ein Gedanke ist ebenso real wie eine Zahnbürste. Eine Empfindung ist ebenso real wie eine Sternschnuppe. Real ist der Akt des Erkennens, und real ist der Irrtum. Nicht minder real ist die Wahrnehmung. Sie ist es ebenso wie der wahrgenommene Gegenstand. Gleichwohl ist die Wahrnehmung von grundlegend anderer Qualität als der wahrgenommene Gegenstand. Sie besteht gleichsam aus einer ganz eigenen Substanz, die in der objektiven Wirklichkeit nicht vorkommt. Es ist dies im Grunde die gleiche Substanz, aus der die Gedanken, Wünsche oder Hoffnungen bestehen, der besondere Stoff, aus welchem das Ich geformt ist.

Ich sagte, die Wahrnehmung sei keine objektgerichtete Tätigkeit, sondern ein Erleben. Als solches wäre sie in erster Linie ein passives Geschehen. Sie wäre ein Zustand, ein Signal, das im Bewußtsein aufleuchtet, unvermittelt, wie es mitunter bei einem Gedanken oder einem Wunsch geschieht. Dem stehen die Ergebnisse der Wahrnehmungsforschung gegenüber, wonach die Wahrnehmung ein aktives Geschehen sein soll. Pöppel¹⁵ sagt es so: "Was wir sehen oder hören,

was wir be-greifen, ist das Ergebnis eines aktiven Erkennens und nicht eines passiven Registrierens."

Dieser Satz steht zu meiner Aussage nicht im Widerspruch. Wir wissen, daß die Wahrnehmung alsbald nach Eintritt in die Sphäre des Ich einer Aufbereitung unterzogen wird. Dieser Prozeß hat die Aufgabe, den Datenrohstoff zu prägnanten Gestalten zu formen, damit die Auswertung der Daten erleichtert bzw. ermöglicht wird. Diese Aufbereitung ist in gewissem Sinne ein aktives Geschehen. Es vollzieht sich vorbewußt, halb-bewußt oder gar unbewußt; aber es liegt nicht völlig außerhalb des Zugriffs unseres Bewußtseins, denn wir können - sozusagen durch einen Willensakt - die Wahrnehmung auf einen geringeren Grad der Aufbereitung zurückverfolgen (wie wäre es sonst denkbar, die strukturstiftenden Beigaben dieses Aufbereitungsprozesses zu erfahren, wenn wir unsere Eindrücke nicht mit der ganz ursprünglichen, unaufbereiteten Wahrnehmung vergleichen könnten, die wir zu diesem Zweck eben auch kennen müssen).

Es ist eine offene Frage, ob wir diesen Aufbereitungsprozeß zur Wahrnehmung als solcher oder zu deren Auswertung rechnen sollen. Jedenfalls steht eins fest: Dieser Aufbereitungsprozeß ist, ebenso wie die Wahrnehmung, kein Teil der objektiven, jedermann zugänglichen Wirklichkeit, sondern ein Teil des Ich, eine Ichfunktion wie das Denken, das ja auch ein aktives Geschehen ist (man könnte den Aufbereitungsprozeß als vorbewußtes Denken bezeichnen, an welches sich das bewußte Denken übergangslos anschließt).

Die Erkenntnisse der Wahrnehmungsforschung stehen also meiner Aussage nicht entgegen, wonach die Wahrnehmung kein Ereignis ist, welches der objektiven Dingwelt zugehört. Die Wahrnehmung ist insbesondere keine Körperbewegung. Offenbleiben kann die Frage, ob die Wahrnehmung eine Handlung ist, denn auch die Handlung ist nach meiner Überzeugung - im Gegensatz zur Körperbewegung - eine Ichfunktion.

Es gibt im Zusammenhang mit der Wahrnehmung noch eine merkwürdige Einsicht, mit der wir uns näher befassen müssen. Wir gehen zwar davon aus, daß die Dinge etwas anderes sind als die Wahrnehmungen und umgekehrt. Aber andererseits steht fest: Uns erscheinen die Dinge nur als Wahrnehmungsinhalte, also als das, was wir als essentielle Substanz eines Wahrnehmungserlebens begreifen müssen. Für uns gibt es keinen anderen Zugang zu den Dingen als die Pforten der Wahrnehmung. Die Dinge existieren für uns nur so, wie wir sie wahrnehmen.

Hiernach sind die Dinge zwar mit den Wahrnehmungen offenbar nicht identisch. Sie sind aber auf jeden Fall mit den Inhalten einer Wahrnehmung form- und gestaltgleich. Die Dinge und Ereignisse sind stets kongruent mit aktuellen oder potentiellen Wahrnehmungsinhalten. Diese Kongruenz besteht uneingeschränkt, sozusagen ex definitione, weil nur solche Dinge unser Interesse finden können, die der Wahrnehmung zugänglich sind. Wir können die Dinge sinnvollerweise nur so begreifen, wie sie sich der Wahrnehmung erschließen, weil sie sich nur als Wahrnehmung erschließen. Es wäre wenig hilfreich, solche Dinge in die Betrachtung einzubeziehen, die sich der Wahrnehmung ganz oder teilweise entziehen. Damit soll an dieser Stelle nichts über die Frage gesagt werden, ob es Gegebenheiten gibt, die jenseits möglicher Wahrnehmung stehen, etwa Gott oder das Ding an sich im Sinne Kants.

Von solchen Gegebenheiten ist nicht die Rede, wenn ich von Dingen spreche. Ich verstehe unter den Dingen und Ereignissen das, was die praktische Vernunft uns lehrt. Sie sind Teile der uns umgebenden Wirklichkeit, d.h. der Welt, in der wir leben. Diese Welt gibt es jedenfalls auch. Sie allein kann als Ausgangspunkt einer Untersuchung dienen, die dem WP-Prinzip zu Leibe rückt. Mit anderen Worten: Die Natur meiner Umgebung macht es erforderlich, nur solche Gegebenheiten als Dinge zu begreifen, die sich der Wahrnehmung prinzipiell eröffnen, und diesen Dingen nur solche Eigenschaften zuzubilligen, die prinzipiell wahrnehmbar sind.

Auch die Naturwissenschaft gibt uns kein Bild von den Dingen, das von der Wahrnehmung abweicht. Zwar führt die naturwissenschaftliche Forschung oftmals zu Ergebnissen, die sich von der ersten, unbefangenen Betrachtung der Dingwelt erheblich unterscheiden. Aber auch das naturwissenschaftliche Weltbild beruht letztlich allein auf Wahrnehmungen und deren Auswertung, d.h. deren wissenschaftlicher Deutung. Eine naturwissenschaftliche Theorie hat nur dann einen Sinn, wenn sie durch Experimente erhärtet oder widerlegt werden kann. Die Experimente aber sind Ereignisse, die wir allein als Wahrnehmungen und in der Gestalt begreifen, die uns die Wahrnehmung vermittelt (vgl. hierzu ausführlich Kap. XII).

Nun ließe sich gegen die Übereinstimmung von Wahrnehmung und wahrgenommenem Ereignis einwenden: Man hat aufgrund zahlreicher Untersuchungen erkannt, daß der physiologische Wahrnehmungsapparat, d.h. die Sinnesorgane und die im Körper nachgeschalteten Stellen nicht nur verschlüsselte und bildlose, sondern auch - was den Informationsgehalt betrifft - unvollkommene und verkürzte Daten über die Umwelt an das Gehirn vermitteln. Dies könnte zu dem Schluß

verleiten, wir würden die Dinge durch die Wahrnehmungen nur unvollkommen erfahren, die Dinge seien daher anders als das, was wir wahrnehmen könnten.

Dieses wäre ein Fehlschluß. Wir kennen die Umwelt des Gehirns nur in der Form, in der wir sie wahrnehmen. Ebenso beruht unser Wissen über den Wahrnehmungsapparat allein auf Wahrnehmung, denn auch der physiologische Wahrnehmungsapparat ist uns allein in der Gestalt der Wahrnehmung zugänglich. Würden wir sagen, die Dinge seien von den Wahrnehmungen verschieden, dann wüßten wir gar nichts. Dann hätten wir keine verlässliche Kenntnis über den Wahrnehmungsapparat, und wir könnten uns demzufolge kein Urteil darüber erlauben, wie der Wahrnehmungsapparat funktioniert.

Wenn wir den Vorgang analysieren, in welchem der Wahrnehmungsapparat zufolge seiner Aufgabe eingebunden ist, wenn wir also den Weg vom wahrgenommenen Ding über das Auge, die Retina und den Sehnerv bis zur Entstehung der physiologischen Wahrnehmungsentsprechung im Gehirn verfolgen, dann untersuchen wir zwar ein sinnreiches Geschehen, das etwas mit unserer Wahrnehmung zu tun hat. Aber aus diesem Geschehen und dessen Analyse können wir kein Wissen über die Beschaffenheit des wahrgenommenen Gegenstandes herleiten, das wir nicht bereits vorher gehabt hätten. Der wahrgenommene Gegenstand steht immer am Anfang des Vorgangs, den wir analysieren. Wir kennen seine Beschaffenheit, ehe er mit dem Gehirn in Verbindung tritt. Daher kann uns dieser Vorgang keine Kenntnis über die Beschaffenheit dieses Gegenstandes vermitteln. Im Gegenteil, wir können diesen Vorgang nur analysieren, wenn wir den wahrgenommenen Gegenstand zuvor kennen. Hieraus folgt die Einsicht: Wir müssen den Wahrnehmungsapparat an dieser Stelle außer Betracht lassen und erkennen, daß nicht der Apparat, sondern die Wahrnehmung das Primäre ist und daß wir daher von der Wahrnehmung auf den Apparat, nicht aber von dem Apparat auf die Wahrnehmung schließen dürfen, wenn wir einen Zirkelschluß vermeiden wollen. Die Wahrnehmungen sind das ursprünglichste und zugleich einzige Rohmaterial, das dem forschenden Menschen zu Gebote steht. Das gilt auch für die Erforschung des menschlichen Körpers und seiner Sinnesorgane.

Daher können wir die Dinge stets nur als das begreifen, was uns als Wahrnehmung erscheint bzw. erscheinen kann. Eben weil die Wahrnehmung das einzige und ursprüngliche Datenmaterial ist, welches uns zu Gebote steht, ist es wichtig, die Botschaft ernst zu nehmen, welche die Wahrnehmung vermittelt. Die Dinge und Ereignisse sind hiernach allein zu verstehen als exakte Abbilder. Wiederholungen, "Klonungen" aktueller oder potentieller Wahrnehmungen.

Schopenhauer sagt treffend: "Die Welt lügt nicht, und wenn wir sie anschauen, können wir nicht irren".¹⁶

Nun könnte man einwenden: Wenn zwei Gegebenheiten einander uneingeschränkt und in allen Aspekten gleichen, dann wäre es eigentlich besser und näherliegend, beides als dasselbe und nämliche zu verstehen. Einer solchen Erwägung folgend hat Einstein aus der Deckungsgleichheit von träger und schwerer Masse den zutreffenden Schluß gezogen, beides müsse dasselbe sein. Diese Konsequenz würde uns auf den Standpunkt des philosophischen Idealismus zurückführen, wonach das Sein der Dinge und ihr Wahrgenommenwerden dasselbe sind. Daß wir diesem Standpunkt nicht folgen können, habe ich bereits dargelegt.

Im übrigen sind die Dinge und Ereignisse zwar deckungsgleich mit den Inhalten unserer Wahrnehmungen, aber es gibt gleichwohl Unterschiede, und zwar unabhängig von Form und Gestalt.

Zum einen existieren die Dinge auch dann, wenn eine Wahrnehmung nicht stattfindet. Das bedeutet: Wenn die Dinge nicht wahrgenommen werden, besteht die Deckungsgleichheit im Verhältnis zu einer potentiellen Wahrnehmung. Während das Ding stets aktuell existiert, ist die - deckungsgleiche - Wahrnehmung unter diesen Voraussetzungen nur potentialiter gegeben. Wahrnehmung und Ding weichen in diesem Fall nicht in der Gestalt voneinander ab, sondern in der Seinsqualität. Daher kann von der übereinstimmenden Gestalt nicht auf Identität geschlossen werden.

Damit hängt der - schon erwähnte - Umstand zusammen, daß nur die Wahrnehmung nach dem WP-Prinzip mit einer physiologischen Entsprechung verbunden ist, nicht aber das Ding, das wahrgenommen werden könnte, aber aktuell nicht wahrgenommen wird. Auch das ist ein Unterschied, der nicht die Gestalt betrifft, aber gleichwohl deutlich macht, daß die Wahrnehmung etwas qualitativ anderes ist als das Ding, dessen Gestalt durch die Wahrnehmung vermittelt wird.

Ich hatte eingangs gesagt: Die Wahrnehmung könne nicht ohne einen konkreten Wahrnehmungsinhalt gedacht werden; wenn der Inhalt entfalle, dann verschwinde die Wahrnehmung gänzlich, es bleibe nicht etwa ein Rest, eine leere Hülle zurück. Daher sei Wahrnehmung ohne Inhalt ein sinnloser Begriff.

Ich halte diese Aussage für wichtig. Aus ihr darf aber nicht entnommen werden, die Wahrnehmung sei dasselbe wie ihr Inhalt. Sie ist zwar immer und überall konkreter Inhalt, aber sie erschöpft sich nicht darin, Inhalt zu sein. Der Inhalt der Wahrnehmung ist zwar deckungsgleich mit dem Ding, das in der Wahrnehmung erscheint. Aber die Wahrnehmung geht in ihrer Substanz über diesen Inhalt hinaus, sie ist ein "ich nehme den Inhalt wahr" und bezieht den Inhalt auf diese Weise in einen umfassenderen Zusammenhang ein. Gleichwohl gibt es den Ichbezug nur im konkreten Wahrnehmungserleben; wenn dieses entfällt, dann entfällt auch der Rest der Wahrnehmung. Das dürfte damit zusammenhängen, daß uns das Ich nur in der konkreten Ichfunktion begegnet. Es gibt kein Icherleben in abstrakto, das außerhalb einer konkreten Funktion bestünde. Diese Einsicht werde ich an anderer Stelle näher begründen (Kap. XI).

Das ist der kardinale Unterschied zwischen dem Ding und der Wahrnehmung des Dinges; ein Unterschied, der aber nicht das Erscheinungsbild berührt: Dem Ding fehlt die Dimension des Ich, welche die Wahrnehmung kennzeichnet. Die Rose ist eine Rose und nichts weiter. Die Wahrnehmung der Rose ist dagegen ein "ich nehme die Rose wahr". Das ändert aber nichts daran, daß die Gestalt der Rose mit dem Inhalt der Wahrnehmung übereinstimmt. Das Ingredienz des Ich bezieht sich nicht auf die Gestalt dessen, was als Wahrnehmungsinhalt erscheint. Das Ich durchdrängt die Wahrnehmung, ohne die Gestalt des Wahrnehmungsinhaltes zu beeinflussen; die Wahrnehmung der Rose ist sozusagen ein "ich nehme die Rose wahr, so wie sie ist". Hiernach stimmen Wahrnehmungsinhalt und wahrgenommenes Ding zwar in ihren Gestalten überein. Gleichwohl gibt es einen wesentlichen Unterschied, der die Annahme der Identität verbietet.

Die Übereinstimmung bleibt trotzdem merkwürdig. Sie beruht natürlich nicht auf Zufall. Den eigentlichen Grund für diese Übereinstimmung werde ich in dem Kapitel XIV "Stufen des Seins" näher erläutern. Dort wird sich zeigen, daß der neuartige Ausgangspunkt, zu dem meine Betrachtungen führen, auch dieses Rätsel löst.

V DIE PHYSIOLOGISCHE WAHRNEHMUNGSENTSPRECHUNG

Jetzt wissen wir, was unter einer Wahrnehmung zu verstehen ist: Sie ist das subjektive Erleben der Wahrnehmungsinhalte. Jeder Wahrnehmung in diesem Sinne ist nach dem WP-Prinzip eine physiologische Wahrnehmungsentsprechung zuzuordnen.

Was ist mit dieser gemeint?

Die physiologische Wahrnehmungsentsprechung ist ein Vorgang, der sich im Gehirn des Wahrnehmenden immer dann und nur dann vollzieht, wenn dieser ein Ding oder ein Ereignis wahrnimmt. Die physiologische Entsprechung ist somit ein Körperteil. Sie ist als solcher ein Ding oder Ereignis; sie gehört zur Welt der Dinge und Ereignisse, das heißt zur wahrnehmbaren Wirklichkeit.

Die physiologische Entsprechung entsteht, wenn die zugehörige Wahrnehmung entsteht. Andererseits erscheint auch die physiologische Wahrnehmungsentsprechung nur als Wahrnehmung und in der Gestalt einer Wahrnehmung. Sie erscheint also in der gleichen Qualität wie der Inhalt derjenigen Wahrnehmung, mit der sie als körperliche Entsprechung in Zusammenhang steht (wenn auch nicht in der gleichen Gestalt wie diese).

Zwar geht unser Wissen über die physiologische Wahrnehmungsentsprechung über das hinaus, was wir - im engeren Sinne - am Gehirn wahrnehmen. Schließlich ist die physiologische Entsprechung eine komplizierte Gehirnstruktur, die man nicht dadurch in sich aufnimmt, daß man sie etwa betrachtet oder abhört. Unser Wissen über die physiologischen Entsprechungen beruht auf naturwissenschaftlicher Untersuchung. Aber jede naturwissenschaftliche Untersuchung - die des Gehirns oder eines anderen Gegenstandes - beginnt bei der Wahrnehmung. Sie verwertet Wahrnehmungen, versucht diese zu deuten, indem sie einen Zusammenhang zwischen ihnen herstellt. Sodann überprüft sie die Forschungsergebnisse wiederum durch Wahrnehmungen, d.h. in der Regel durch Experimente. Jedes Gedankengebäude, das der Forscher kunstgerecht errichtet, ruht notwendig auf den Fundamenten irgendwelcher Wahrnehmungen im ganz ursprünglichen Sinn. Das Gedankengebäude ist hierbei letztlich nichts anderes als die Deutung eben dieser Wahrnehmungen. Entsprechendes gilt für die Wahrnehmungskorrelate. Unsere Kenntnis über sie erhalten wir durch Untersuchungen am Körper, in erster Linie am Gehirn. Diese Untersuchungen sind Ereignisse in der wahrnehmbaren Wirklichkeit. Sie erscheinen uns nur als Wahrnehmung und in der Gestaltung der Wahrnehmung. Hiernach beruht unser Wissen über die körperlichen Wahrnehmungsentsprechungen denknotwendig und ausschließlich auf Wahrnehmungen und den Deutungen, mit denen wir uns diese Wahrnehmungen verständlich machen.

Einen Baum begreifen wir als den Inbegriff dessen, was wir in Bezug auf den Baum wahrnehmen bzw. wahrnehmen können (einschließlich der Deutungen, die wir diesen Wahrnehmungen geben).

Ebenso haben wir die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen zu verstehen als den Inbegriff dessen, was wir in Bezug auf diese wahrnehmen oder wahrnehmen könnten (einschließlich der wissenschaftlichen Deutungen dieser Wahrnehmungen).

Wenn wir Wahrnehmungen erleben, die sich auf einen Baum beziehen, dann sagen wir: Wir nehmen den Baum wahr, obwohl wir den Baum nicht in allen Aspekten wahrnehmen, sondern nur in Teilen. Wir sehen z.B. nur die Oberfläche einer seiner Seiten und einen Teil seiner Äste und Blätter. Unsere Vorstellung vom Baum beruht jedoch keineswegs allein auf dieser Wahrnehmung, sondern auf zahlreichen anderen, früheren Wahrnehmungen und Gedanken, die wir hieran geknüpft haben. In gleicher Weise sind wir aufgrund der Gehirnuntersuchungen, die sich auf die Wahrnehmungsentsprechungen beziehen, berechtigt zu sagen: Wir nehmen die physiologische Wahrnehmungsentsprechung wahr, weil wir diese Untersuchungen wahrnehmen.

Die physiologische Entsprechung ist hiernach ein Ding oder Ereignis, das sich uns durch Wahrnehmung erschließt, wie jedes andere Ding oder Ereignis. Sie existiert für uns daher nur in der Gestalt der Wahrnehmung. So verstanden ist sie das exakte Abbild ihrer aktuellen oder möglichen Wahrnehmung. Hier wird besonders deutlich, wie wichtig es ist, die Welt der Dinge als das zu definieren, was wahrgenommen wird bzw. was prinzipiell wahrnehmbar ist. Andernfalls müßten wir das Wahrnehmungskorrelat als eine Größe kennzeichnen, über die wir von Anbeginn sagen müßten, daß wir sie nicht kennen. Nur in der Gestalt der Wahrnehmung kommt die physiologische Wahrnehmungsentsprechung als Gegenstand einer Untersuchung in Betracht, denn nur in dieser Gestalt hat sie einen definierbaren Sinn. Wer diesem Gedanken nicht folgen will, dem schlage ich alle Gegenargumente dadurch aus der Hand, daß ich sage: Thema dieses Buches ist die Beziehung zwischen der Wahrnehmung und der zugehörigen Hirnstruktur in der Gestalt, in der sie als Inhalt einer Wahrnehmung erscheint.

Gemeint ist natürlich: Als Inhalt einer anderen Wahrnehmung als der, mit der sie nach dem WP-Prinzip verbunden ist. Hier wird also deutlich: Die physiologische Wahrnehmungsentsprechung steht in Zusammenhang mit der Wahrnehmung, deren körperliches Korrelat sie ist und als deren Inhalt etwa eine Rose, ein Baum oder ein Stern erscheint. Sie ist zugleich Inhalt einer - anderen - Wahrnehmung, der Wahrnehmung nämlich, in welcher die bezeichneten Gehirnstrukturen erkennbar werden. Diese doppelte Beziehung ist für die weiteren Überlegungen von herausragender Bedeutung.

VI ANSÄTZE EINER LÖSUNG

Das WP-Prinzip ist ein Befund, den wir in unserer Welt vorfinden und den wir akzeptieren müssen, wie er ist, weil er so ist. Es ist allerdings ein Befund von höchster Merkwürdigkeit. Für alles, was in unserer Wirklichkeit geschieht, gibt es ein Doppel, eine Entsprechung auf anderer Ebene; die ganze Wirklichkeit, die riesige Welt, die sich meiner Wahrnehmung erschließt, ist zweimal vorhanden, einmal so, wie ich sie seit jeher kenne, zum zweiten als physiologische Wiederholung, diese freilich in anderer, höchst sonderbarer Gestalt, keineswegs als Spiegelung oder Abbild; denn zwischen der Wahrnehmung und der zugehörige physiologischen Entsprechung besteht nicht die Spur einer Ähnlichkeit: Die Blume, die ich sehe, und die zugehörige elektrische Potentiale sind einander so wenig ähnlich wie die Note dem Klang, den sie bedeutet.

Wie deuten wir diesen Befund? Denn eine Erklärung muß es geben. Ein solches Phänomen, wie es das WP-Prinzip beschreibt, kann unmöglich von ungefähr bestehen.

Ehe wir den Gedanken weiter verfolgen, sind jedoch einige Begriffe zu klären. Was die Beziehung zwischen subjektiven und objektiven Phänomenen betrifft, hat es sich eingebürgert, von einer monistischen und einer dualistischen Position zu sprechen. Die Verwendung dieser Terme ist aber nicht einheitlich. Zum Teil versteht man unter der monistischen Position die Annahme der Identität zwischen dem subjektiven Phänomen und der zugehörigen Hirnstruktur. Monismus wird aber auch verstanden als die Auffassung, wonach beides - psychologisches und physiologisches Phänomen - der gleichen objektiv erfahrbaren Welt zuzurechnen ist, etwa in der Weise, daß die psychischen Erscheinungsformen aus den physiologischen Gegebenheiten herauswachsen, und zwar nach den Regeln und Gesetzmäßigkeiten, die für die objektive Welt gelten, also gleichsam nach den Regeln der Kausalität. Im folgenden wird aus Gründen der Klarstellung nicht von einer monistischen Position gesprochen, sondern - entsprechend der genannten Unterscheidung - von der These der Identität und der These der Kausalität. Beide Thesen sind getrennt abzuhandeln, weil die Probleme sich bei beiden Thesen in unterschiedlicher Weise ergeben.

Auch der sogenannte Dualismus enthält mehrere Positionen; zwei davon sind hervorzuheben: Die These des Parallelismus und die These der Interaktion (vgl. Kapitel IX).

Bei der These des Parallelismus sollte man sich nicht lange aufhalten. Sie würde besagen, daß die Wahrnehmungen und die physiologischen Entsprechungen nebeneinander bestünden, so als wären hier zwei parallele Welten nebeneinander verwirklicht. In dieser Betrachtung läge eine unverarbeitete Hinnahme des Befundes, aber keine Erklärung. Wer den Befund als beziehungsloses Nebeneinander erklärt, der erklärt in Wahrheit gar nichts.

Wir wissen, daß jedem Wahrnehmungserleben eine physiologische Gegebenheit entspricht. Aus dem WP-Prinzip folgt weiterhin, daß auch jeder Einzelheit, Feinheit und Nuance dessen, was in unserer Vorstellung erscheint, im physiologischen Bereich eine Entsprechung gegenübersteht. Die Mikrostruktur des Gehirns enthält alles, was wir an unterscheidbaren Gegebenheiten wahrnehmen. Das eine ist in dem anderen - ohne Rest - enthalten.

Hieraus folgt zwar nicht denknötwendig eine Beziehung, die über das parallele Nebeneinander hinausgeht. Man kann widerspruchsfrei annehmen, es gebe zwei deckungsgleiche Welten, die beziehungslos nebeneinander stehen. Aber es erscheint doch unendlich mühselig, diese Annahme in ihrer ganzen Konsequenz nachzuvollziehen. Welche Verschwendung, welcher Übermut, welcher Aberwitz der Schöpfung, zwei deckungsgleiche Welten - riesige Welten zumal - nebeneinander bestehen zu lassen, ohne daß die eine etwas mit der anderen zu schaffen hätte! Ein derartiges beziehungsloses Nebeneinander wäre so unwahrscheinlich wie die Umkehrung des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik. Nein, der Denkansatz des Parallelismus hilft hier nicht weiter. Er ist Resignation, er ist Kapitulation vor der Tragweite des Rätsels, das uns das WP-Prinzip aufgibt.

Als Spielart des Parallelismus ist der sogenannte Epiphänomenalismus zu nennen. Dieser degradiert die Bewußtseinsinhalte zu Epiphänomenen des Hirngeschehens. Das Bewußtsein steht hiernach zum Mechanismus des Körpers in der Beziehung eines Nebenproduktes, einer Begleiterscheinung, die keinerlei Macht hat, die Arbeit des Mechanismus zu modifizieren, so wie der Klang einer Dampfpfeife, der die Arbeit der Lokomotive begleitet, ohne Einfluß auf den Mechanismus der Lokomotive ist¹⁷. Die physiologischen Strukturen sind nach dieser These das Eigentliche und Wesentliche, während die Bewußtseinsinhalte als beiläufige und nebensächliche Erscheinungen anzusehen sind, Epiphänomene eben, die sich ergeben, wenn die Hirnstrukturen vorhanden sind. Der Sinn dieser Epiphänomene wird durch diese These nicht geklärt; vielmehr wären die Epiphänomene im Grunde als überflüssig zu beurteilen, als müßige Spiele der Natur. Man erkennt: Auch der Epiphänomenalismus leistet keine Erklärung. Er ist zudem ein seltsamer Denkansatz, der die Dinge auf den Kopf stellt. Die psychischen Phänomene sind schließlich das

Eigentliche, das Ursprüngliche und Einzige, was uns zweifelsfrei gegeben ist. Sie allein sind Gegenstand unmittelbarer Erfahrung, während die objektiven Gegebenheiten allein als Wahrnehmungsinhalte und Denkinhalte erscheinen, also als Substrat des psychischen Geschehens. Angesichts dessen erscheint es widersinnig, die psychischen Abläufe als Nebensache, die Inhalte dieser Abläufe aber als das Eigentliche hinzustellen.

Eine weitere These, die sich sowohl der monistischen als auch der dualistischen Betrachtungsweise zuordnen läßt, stützt sich auf die Vorstellung der sogenannten Fulguration. Diese erklärt das Bewußtsein als eine Frucht der Evolution. Nach dieser These ist das Bewußtsein im Zuge der Evolution des Lebens entstanden, so wie sich andere Charakteristika des Lebens im Laufe der Entwicklung ergeben haben. Diese These wird unter anderem von Konrad Lorenz vertreten.¹⁸

Sie beruft sich auf den Umstand, daß das Leben in einer langen Entwicklungsreihe aus primitiven Anfängen entstanden und zu hochkomplizierten Einheiten fortgeschritten ist. Im Zuge dieser Entwicklung wurde in unendlicher Folge Neues geschaffen, und zwar Neues in dem Sinne, daß es im Vorhergehenden weder enthalten noch vorgegeben war. Ein Beispiel ist die Entstehung neuer Systemeigenschaften, die bei der Zusammenführung mehrerer Einzelsysteme plötzlich auftauchen können. Konrad Lorenz hat diese Entwicklungssprünge Fulgurationen genannt, das heißt Blitze, die unversehens und unvorhersagbar im Weltgeschehen auftauchen. Im gleichen Sinne - so besagt diese These - habe sich das Bewußtsein durch Fulguration als Neues im Zuge der Evolution ergeben.

Ob diese These zutrifft, ist freilich weder beweisbar noch widerlegbar. Es gibt mit Sicherheit keine fossilen Funde, aus denen sich die fulgurative Entstehung des Bewußtseins herleiten ließe. Es gibt keine Petrefakte des Bewußtseins, die in irgendwelchen Formationen der Erde plötzlich auftauchen. Gegen diese These würde sprechen, daß das Bewußtsein etwas ganz anderes ist als alles, was sich im Zuge der Evolution ergeben hat. Schließlich vollzieht sich die Evolution, soweit sie nachvollziehbar ist, ausschließlich im objektiven Bereich der raumzeitlichen Zusammenhänge, während das Bewußtsein außerhalb dieses Bereiches liegt.

Letztlich kann es dahinstehen, ob man dieser These eine gewisse Überzeugungskraft oder Plausibilität zubilligen will. Sie besagt jedenfalls nichts über die kausale oder naturgesetzliche Eingebundenheit des Bewußtseins in die objektive Welt; sie behauptet diese Eingebundenheit nicht einmal. Diese These sagt überhaupt nichts über die Beziehung des Bewußtseins zur Welt im

übrigen. Sie besagt im Grunde nur, daß das Bewußtsein, so wie wir es heute vorfinden, irgendeinmal im Kontext der übrigen Welt aufgetaucht ist, sie besagt aber nichts darüber, wie es sich in diesen Kontext einfügt.

Die These der Fulguration läßt sich daher sowohl mit monistischen als auch mit dualistischen Positionen vereinbaren. Sie könnte besagen, daß Bewußtsein sei - qua Fulguration - als Parallelerscheinung oder Epiphänomen zu den Gehirnstrukturen entstanden. Es ließe sich aber auch sagen, das Bewußtsein sei per Fulguration in der Qualität entstanden, daß es von dem Gehirn nach den Gesetzmäßigkeiten hervorgebracht wird, die allgemein für die objektiv erfahrbare Welt gelten, daß also - vereinfacht gesagt - irgendeinmal in der Geschichte des Lebens die Gehirne anfangen, Bewußtsein auszuscheiden.

Auch die These der Interaktion ist mit der Fulgurationsthese vereinbar, nämlich in dem Sinn, daß das jählings entstandene Bewußtsein mit den vorhandenen einschlägigen Hirnpartien interagiert.

Am schlechtesten ist die Auffassung von der fulgurativen Entstehung des Bewußtseins mit der Position der Identität in Einklang zu bringen. Wenn das Bewußtsein dasselbe wäre wie bestimmte Teile des Gehirns, dann müßte man annehmen, daß diese Hirnpartien ebenfalls qua fulguratione entstanden sind. Dem würde aber unser Wissen über die evolutionäre Entwicklung des Gehirns widersprechen. Dieses ist nicht in Sprüngen entstanden, sondern in einer allmählichen Entwicklung, die sich - wenn nicht kontinuierlich - so doch nach und nach in kleinsten Stufen des Fortschritts vollzog.

Die These der evolutionären Entstehung des Bewußtseins hilft also bei unserer Fragestellung nicht weiter. Wer behauptet, das Bewußtsein sei im Zuge der Entwicklung im Wege der Fulguration entstanden, könnte ebenso gut sagen, qua Fulguration sei das Rätsel entstanden, das uns beschäftigt. Über die Lösung des Rätsels sagt diese These nichts.

Dieser kurze Überblick über die Lösungsansätze läßt schon erkennen, daß es im wesentlichen drei Thesen gibt, die einer eingehenderen Erörterung bedürfen. Ich nenne diese Thesen

- Identität
- Kausalität
- Interaktion.

Die nachstehenden Kapitel sollen der Untersuchung dieser Denkansätze dienen.

VII IDENTITÄT

Die Probleme, die sich aus einer parallelistischen Betrachtung ergeben, lassen sich - wie es scheint - elegant beseitigen, wenn man sich die These der Identität zu eigen macht.

Nach dieser These besteht Identität zwischen den Bewußtseinsinhalten und den zugehörigen Hirnstrukturen. Das bedeutet konkret und bezogen auf die Thematik dieses Buches, daß Wahrnehmung und physiologische Wahrnehmungsentsprechung als identische Größen anzusehen sind. Im Klartext: Die Wahrnehmung der Rose und die zugehörige cerebrale Entsprechung - beide wären ein- und dasselbe. Durch diese Annahme löst man den verwirrenden Knoten, welcher sich aus dem Nebeneinanderbestehen zweier deckungsgleicher Welten ergibt; man löst ihn dadurch, daß man das Vorhandensein zweier Welten leugnet und sagt, beide Welten seien ein- und dasselbe, es gebe mithin nur eine Welt, die mit sich selber identisch ist. Freilich müßte das absonderliche Faktum hingenommen werden, daß diese nämliche Welt einmal als Gehirn eines Menschen (genauer als Teil eines solchen Gehirns) existiert, zum anderen als Summe der Wahrnehmungen, die eben dieser Mensch erlebt.

Ein bedeutender Vertreter der Identitätsthese ist Konrad Lorenz. In seinem Buch "Die Rückseite des Spiegels" findet sich der Satz, daß alles, was sich in unserem subjektiven Erleben spiegelt, mit objektiv erforschbaren physiologischen Vorgängen in geheimnisvoller Weise identisch ist¹⁹.
Geheimnisvoll, in der Tat!

Schon in früheren Zeiten finden sich allenthalben Betrachtungsweisen, die einer solchen Weltanschauung entsprechen oder angenähert sind, etwa bei Spinoza oder bei Leibnitz. In jüngerer Zeit spielt die Identitätsthese eine besondere Rolle im Zusammenhang mit der sogenannten biologischen oder evolutionären Erkenntnistheorie, dies wohl deshalb, weil diese These ohne die Grundlage der

Identitätsthese kaum bestehen könnte. Folgerichtig wird diese These auch und gerade von den Vertretern der biologischen Erkenntnistheorie mit Nachdruck verfochten²⁰.

Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß das Gehirngeschehen und das Ich eng miteinander verknüpft sind. Das WP-Prinzip ist ja Ausdruck dieser Verknüpfung. Aber von dieser Verknüpfung - so eng sie sein mag - darf nicht auf Identität geschlossen werden. Es geht ja gerade darum, eine Erklärung für diese Verknüpfung zu finden. Würde ich die Verknüpfung mit Identität erklären und die Identität mit der Verknüpfung begründen, wäre das gewiß kein Schritt, der meinen Kenntnisstand erweitert.

Im Gegenteil: Identität ist etwas ganz anderes als Verknüpfung. Sie bedeutet nicht enges Verflochtensein oder starke wechselseitige Abhängigkeit, sonder Nämlichkeit. Zwei Gegebenheiten sind dann identisch, wenn sie ein- und dasselbe sind. Es wäre also im Falle von Identität im Grunde sinnlos, von einer Zweiheit zu sprechen, weil beide identischen Größen dieselbe Einheit sind, die nur in der Einzahl existiert. Nur so und nicht anders darf Identität verstanden werden, wenn diese Kategorie ihren ursprünglichen und vernünftigen Sinn behalten soll.

Ich halte es für sehr wichtig, Identität allein in diesem Sinne zu verstehen. Wer von Identität redet, sollte sich auf diesen Sinn beschränken. Wer demgegenüber den Begriff der Identität an dieser Stelle erweitert (um nicht zu sagen aufweicht), der verwendet in Wahrheit eine andere Kategorie als die der Identität.²¹ In solchem Falle sollte er darüber Klarheit schaffen, welche Kategorie er - an Stelle der Identität - verwendet. Wenn man das WP-Prinzip dadurch erklären will, daß man es einer bestimmten Kategorie unterordnet, dann muß man diese Kategorie genau umschreiben, andernfalls kann die kategoriale Einordnung keine Erklärung leisten. Wer im übrigen Identität in einem anderen Sinne als Nämlichkeit versteht, ohne dies deutlich zu machen, der setzt sich dem Vorwurf aus, Nebel zu streuen. Hier besteht dann die Gefahr, daß Mystik an die Stelle der Erkenntnis tritt. Ein solches Vorgehen hat freilich einen Vorteil: Man bedient sich der erklärenden Kraft, welche der Kategorie der Identität innewohnt, ohne sich mit deren Voraussetzungen allzu sehr plagen zu müssen.

Ich hebe also nochmals hervor: In dieser Schrift wird Identität nur im strengen Wortsinn der Nämlichkeit verwandt. Daraus ergibt sich das Folgende: Identität setzt voraus, daß die nämlichen Größen auch in der Gestalt und in ihren Eigenschaften übereinstimmen, und zwar uneingeschränkt und in jeder Einzelheit. Wenn identische Größen ein- und dasselbe sind, dann müssen sie in allen

Teilbereichen gestalt- und inhaltsgleich sein. Mit anderen Worten: Identität schließt Kongruenz denknotwendig ein. Zwei Größen können zwar kongruent sein, ohne identisch sein zu müssen. Aber wenn zwei Größen identisch sind, müssen sie zwangsläufig kongruent sein.

Hier setzen die Probleme ein, mit denen die Identitätsthese zu kämpfen hat. Die Größen, deren Identität behauptet wird, sind durchaus nicht kongruent, sie sind einander nicht einmal ähnlich: Hier die Hirnstruktur, die ich als physiologische Wahrnehmungsentsprechung bezeichnet habe, dort die zugehörige Wahrnehmung, die etwa das Bild einer blühenden Rose erschließt. Es ist kaum möglich, größere Verschiedenheit zu denken. Welch ein Proteus sollte das sein, dem es gelingt, einmal als Hirnstruktur und zum anderen Male als Wahrnehmung zu erscheinen und trotzdem derselbe zu bleiben! Wer in solchen Fällen Identität behauptet, muß die Verschiedenheit erklären. Das ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Konrad Lorenz nennt diese Identität geheimnisvoll.¹⁹ Das ist sie in der Tat; aber mit der Erkenntnis, etwas sei geheimnisvoll, können wir uns nicht zufriedengeben.

Es ist zum einen die Verschiedenheit von Wahrnehmungsinhalt und Hirnstruktur, die uns zu schaffen macht: Hier Felsen, Blüten, Meere und Symphonien, dort "graue Zellen", Neuronen, Synapsen, elektrische und hormonelle Abläufe. Schon diese Unterschiede erscheinen unüberbrückbar, aber es kommt noch schlimmer. Die Rede ist ja nicht davon, die Wahrnehmungsentsprechung sei mit dem wahrgenommenen Ding identisch, also mit der Rose, dem Felsen oder dem Stern. Vielmehr bestehe Identität zwischen der Hirnstruktur und der Wahrnehmung, als deren Inhalt das Ding erscheint. Wahrnehmungen sind, was ihre kategoriale Einordnung angeht, etwas grundlegend anderes als Dinge. Sie gehören zur Welt des Ich, des Bewußtseins, der Gedanken und der Empfindungen. Anders die Dinge, die als Wahrnehmungsinhalt erscheinen und zu denen die cerebrale Wahrnehmungsentsprechung als Hirnstruktur und Körperteil gehört. Die Dinge gehören zur objektiven Außenwelt, d.h. zu der Welt jenseits des Bewußtseins. Ich hatte oben dargelegt, daß die Welt des Ich und die Welt der Dinge von ihrer Substanz und Einordnung her grundverschieden sind. Wie sollte man also berechtigt sein zu sagen, eine Größe, die einer dieser Welten zugehört, sei dasselbe wie eine Größe aus der anderen Welt?

Nur im philosophischen Idealismus wird die Wahrnehmung mit dem Ding gleichgesetzt, das als Wahrnehmungsinhalt erscheint, zufolge des Satzes: "esse est percipi". Aber auch dieser Standpunkt würde - bei konsequenter Anwendung - ausschließen, daß Identität im Sinne der monistischen

Betrachtungsweise möglich ist. Er würde zwar über das Bedenken hinweghelfen, welches sich bei realistischem Ausgangspunkt daraus ergäbe, daß Wahrnehmung und wahrgenommenes Ding zwei wesensfremden Sphären angehören. Aber er würde zu folgender Ungereimtheit führen: Wenn sich das Sein im Wahrgenommenwerden erschöpft, wenn demgemäß ein Ding nur insoweit existiert, als es als Inhalt einer Wahrnehmung erscheint, dann existiert das Gehirn des Wahrnehmenden in der Regel überhaupt nicht, denn das Gehirn als solches wird ja - von seltenen Ausnahmefällen abgesehen - nicht wahrgenommen. Hiernach wären die Hirnstrukturen, die wir als Wahrnehmungsentsprechungen auffassen, in der Regel überhaupt nicht vorhanden, wenn die nach dem WP-Prinzip zugehörige Wahrnehmung stattfindet. Was aber nicht existiert, wenn eine Wahrnehmung stattfindet, kann mit dieser nicht identisch sein. Überflüssig zu sagen, daß dieser Standpunkt mit dem WP-Prinzip unvereinbar wäre.

Hiernach würde der idealistische Standpunkt nicht weiterhelfen. Wenn wir aber den philosophischen Realismus als Ausgangspunkt wählen, dann ist Identität von Wahrnehmung und Wahrnehmungsentsprechung erst recht nicht möglich.

Bei dieser Prämisse müssen die Dinge etwas anderes sein als die Wahrnehmungen, als deren Inhalt sie erscheinen bzw. erscheinen könnten. Daraus folgt zwingend, daß auch die Wahrnehmungen etwas anderes sind als die Dinge, die als ihr Inhalt erscheinen. Der philosophische Realismus gibt also nicht nur der objektiven Dingwelt eine eigene, wahrnehmungsunabhängige Existenz, er führt auch zu der Erkenntnis, daß die Wahrnehmungen zu dieser objektiven Dingwelt nicht gehören können, sondern eine andere, eigenständige Existenz haben müssen (vgl. Kap. IV S. 28).

Wenn wir also, wie ich vorschlage, den philosophischen Realismus als Ausgangspunkt wählen, dann müssen wir der Wahrnehmung eine andere Seinsqualität zubilligen als dem Ding, das als ihr Inhalt erscheint. Da die Wahrnehmungsentsprechung als Hirnstruktur und Körperteil zur objektiven Dingwelt gehört, muß sie eine andere Seinsqualität haben als die zugehörige Wahrnehmung. Schon diese Erwägung schließt die Annahme der Identität aus.

Es ließe sich allenfalls einwenden: Das Ding sei zwar nicht dasselbe wie die Wahrnehmung, als deren Inhalt es erscheint. Es bestünde aber die Denkmöglichkeit, daß es Dinge gibt (nämlich Hirnstrukturen), die mit einer anderen Wahrnehmung identisch sind, nämlich mit einer Wahrnehmung, als deren Inhalt sie nicht erscheinen. Das würde aber bedeuten: Die Wahrnehmung hätte zwar die gleiche Gestalt wie das Ding, das als ihr Inhalt erscheint, sie wäre aber mit diesem

Ding nicht identisch. Andererseits gäbe es ein Ding, das der Wahrnehmung nicht im entferntesten gleiche; mit diesem sollte sie identisch sein. Das folgende Schaubild soll das Problem verdeutlichen:

AW A1W A2W A3W

A A1 A2 A3

Hierbei sei A das Ding, das wahrgenommen wird (etwa ein Apfel). A1 sei die Hirnstruktur, die bei der Wahrnehmung des Apfels entsteht. A2 sei die Hirnstruktur, die bei der Wahrnehmung von A1, A3 sei die Hirnstruktur, die bei der Wahrnehmung von A2 entsteht. Die Gegebenheiten unter dem Strich sind also die Dinge, die zur objektiven Außenwelt gehören.

Demgegenüber ist AW die Wahrnehmung von A (also die Wahrnehmung, als deren Inhalt A erscheint). A1W ist im gleichen Sinne die Wahrnehmung von A1, A2W und A3W sind jeweils die Wahrnehmungen von A2 und A3. Die Gegebenheiten über dem Strich sind also Wahrnehmungen, die zum Bereich des Ich gehören.

Die senkrechten Pfeile bedeuten Kongruenz (Gestaltgleichheit). Die schrägen, durchbrochenen Pfeile entsprechen der WP-Beziehung; sie müßten - sofern die monistische Betrachtungsweise zutrifft - Identität anzeigen.

Wir erkennen, daß Kongruenz und Identität in krasser Weise auseinanderfallen. Der Reihe A bis A3 entspricht eine gestaltgleiche Reihe auf der Ebene der Wahrnehmungen. Es gibt also für A1 (die Hirnstruktur) eine korrespondierende Größe auf der Ebene der Wahrnehmung, die die gleiche Gestalt wie A1 besitzt, nämlich A1W. Gleichwohl sollte A1 nicht mit A1W, sondern mit AW identisch sein, obwohl insoweit extreme Verschiedenheit gegeben ist, während AW andererseits mit einer anderen objektiven Gegebenheit - nämlich A - hinsichtlich Gestalt und Erscheinungsbild voll übereinstimmt, ohne mit dieser identisch zu sein. Das Ganze erschiene doch als der Gipfel des Widersinns!

Das Ergebnis läßt sich auch nicht dadurch umgehen, daß man zusätzlich zur Identität, die den unterbrochenen Pfeilen folgt, Identität entsprechend der Richtung der senkrechten Pfeile fordert, eben weil insoweit Gestaltgleichheit gegeben ist. Bei dieser Annahme wären wir nämlich wieder beim philosophischen Idealismus, d.h. bei der Aussage angelangt, die Wahrnehmung und das Ding, das als ihr Inhalt erscheint, seien dasselbe. Diese Auffassung könnte uns aber nicht helfen, denn sie würde - wie aufgezeigt - die Annahme der Identität aus anderen Gründen verbieten. Im übrigen würde diese Annahme - zufolge des Schaubildes - bedeuten, daß A mit AW identisch ist, desgleichen AW mit A1, ferner A1 mit A1W, A1W mit A2 usw. Da zwei Größen, die mit einer dritten identisch sind, auch untereinander identisch sein müssen, wären sämtliche Größen des Schaubildes, sowohl über als unter dem Strich, miteinander identisch, und zwar jede mit jeder. Das kann aber offenkundig nicht stimmen. Also ist Identität von A und AW unmöglich, wenn Identität von AW und A1 gegeben ist. Es bleibt dabei: Wer Identität von A1 und AW behauptet, steht unvermeidbar vor dem Paradoxon, daß Gestaltgleichheit und Identität auf der Ebene der Wahrnehmungen einerseits und auf der Ebene der Dingwelt andererseits in unerklärbarer Weise auseinanderfallen.

Ich hatte im 4. Kapitel dargelegt, daß zwischen den Wahrnehmungen und den objektiv gegebenen Dingen und Ereignissen ein Wesensunterschied besteht, der fundamental und unüberbrückbar ist. Alle Argumente, die dies belegten, sind auch geeignet, die These der Identität von Wahrnehmung und physiologischer Wahrnehmungsentsprechung zu widerlegen, denn die Wahrnehmungsentsprechung ist ja ein Ding, welches zur objektiven Außenwelt der Körper gehört. Zur Verdeutlichung und zum besseren Verständnis will ich an dieser Stelle einige Argumente neu aufgreifen und zum Teil auch ergänzen. Eine wichtige Erwägung ist diese:

Die Wahrnehmung erfährt nur derjenige, der sie erlebt. Sie ist sein eigenster und ausschließlicher Besitz. Ein Mensch kann niemanden an seiner Wahrnehmung teilhaben lassen, selbst wenn er es wollte. Er kann zwar die Wahrnehmung beschreiben, aber das hätte nur zur Folge, daß der andere Mensch die Beschreibung erführe, nicht aber die Wahrnehmung. Anders das objektiv vorhandene Ding. Dieses ist jedermann zugänglich. Das gilt auch für die Wahrnehmungsentsprechung im Gehirn. Auch diese kann - zumindest dem Grundsatz nach - von jedermann wahrgenommen werden. Bereits dieser Unterschied dürfte die Möglichkeit ausschließen, die Wahrnehmung und ihre körperliche Entsprechung als ein- und dasselbe zu bezeichnen.

Der Unterschied hängt damit zusammen, daß Wahrnehmung und Gehirnkorrelat zu jeweils wesensverschiedenen Welten gehören. Jede dieser Welten ist ein geschlossener Kosmos, der eigenen Regeln gehorcht. Die Wahrnehmung gehört zur Welt des Ich. Sie ist eine Ichfunktion, ein "ich nehme wahr".

In diesem Sinne wird sie geprägt durch das Ich, das als unabdingbares Ingrediens an jeder Stelle der Wahrnehmung präsent ist. Es ist dies dasselbe, das nämliche Ich, das die anderen Ichfunktionen, die Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse prägt und zur Einheit zusammenführt (vielleicht zur synthetischen Einheit der Apperception im Sinne Kants). Die Wahrnehmung macht mir nicht nur den Inhalt der Wahrnehmung bewußt, also die Rose, den Stein oder den Apfel, sondern auch den Umstand, daß ich es bin, der diese Dinge sieht. Die Wahrnehmung ist also immer und notwendig eingebettet in den Zusammenhang der Ichfunktionen; sie kann aus diesem Verband nicht gelöst werden, ohne ihren Sinn, ja ihre Existenz zu verlieren. Die physiologische Wahrnehmungsentsprechung ist hingegen ein Ding oder Ereignis; sie erschöpft sich in ihrer Dinglichkeit und Objektivität. Ihr fehlt die Dimension des Ich.

Hier könnte man einwenden: Die Wahrnehmungsentsprechung ist zwar nicht wie die Wahrnehmung ichbezogen, aber sie ist vermutlich mit einem Zentralelement des Gehirns verbunden, welches das Ich in der Welt des Gehirns repräsentiert. Für eine solche Vermutung sprechen gewiß gute Gründe. Aber eine solche Annahme würde uns nicht weiterhelfen. Dieses Zentralelement im Gehirn, mit welcher die Wahrnehmungsentsprechung allenfalls verschaltet wäre, ist notwendig etwas anderes als das Ich. Es gehört zum Gehirn und ist - wie dieses - eine räumlich gegliederte Struktur. Anders das Ich - dieses steht außerhalb aller möglichen Raumkoordinaten. Das Ich, das etwa im "ich denke" erscheint, existiert nicht im Raum. Gedanken sind frei von den Fesseln des Raumes. Entsprechendes muß für das Ich gelten, welches zum "ich denke" gehört. Das Ich des "ich denke" ist aber das nämliche Ich, das im "ich nehme wahr" enthalten ist. Folglich sind alle Wahrnehmungen mit einer Entität verwoben, die nicht den Gesetzen des Raumes folgt. Diese Eigenart ist bei keiner Hirnstruktur möglich. Der grundlegende Unterschied von Wahrnehmung und Wahrnehmungsentsprechung wird auch in diesem Punkt deutlich.

Es ist eigentlich seltsam, daß die Identitätsthese trotz dieser sich aufdrängenden Argumente ernsthaft in Betracht gezogen wird. Allerdings gibt es Versuche, die Verschiedenheit von Wahrnehmung und Hirngeschehen in einer Weise zu erklären, die die Annahme der Identität ermöglichen soll. Der Gedankengang ist dieser: Die Hirnstruktur erscheint nicht nur als solche, sie

hat darüber hinaus einen Innenaspekt, der als der zugehörige Bewußtseinsinhalt erlebt wird.²² Dies könnte bedeuten, daß die Gehirnstruktur demjenigen in einer besonderen Weise erscheint, der das betreffende Gehirn sein eigen nennt (monistisch gesprochen müßte man sagen "der dieses Gehirn ist"). Hiernach hätte der Träger des Gehirns, in welchem eine physiologische Wahrnehmungsentsprechung entsteht, allein deswegen, weil es sich um "sein" Gehirn handelt, die physiologische Entsprechung also in "ihm" vorhanden ist, eine besondere Sicht der physiologischen Vorgänge. Er sieht die Gehirnstruktur nicht so, wie sie ein Dritter sehen würde, sondern gleichsam auf andere Weise; er "sieht" sie "von innen" oder dadurch, daß sie "Teil seiner Selbst" ist, und deswegen, weil er sie auf diese besondere Weise "inwendig" erfährt, erschließt sich ihm ein anderes Erscheinungsbild als durch eine etwaige "Sicht von außen".

Dieser Gedanke hält näherer Prüfung nicht stand.

Zunächst müßte man fragen, warum eine solche "Sicht von innen" ein Bild vermitteln sollte, das von dem "wirklichen" Bild, das sich bei etwaiger Außenbetrachtung ergibt, vollständig abweicht. Schließlich darf man den Ausdruck "Sicht von innen" nicht wörtlich nehmen und etwa im räumlichen Sinne verstehen, so als könnte man in die physiologische Wahrnehmungsentsprechung hineinkriechen wie ein Kaninchen in seinen Bau. Zwar würde eine derart naiv-räumliche Betrachtung den Unterschied des Erscheinungsbildes erklären, denn ein Hohlgefäß wird in der Regel von innen anders erscheinen als von außen. Aber die körperlichen Wahrnehmungsentsprechungen sind keine Hohlgefäße, in die man - als Betrachter - eindringen könnte, um sie inwendig in Augenschein zu nehmen. Eine derartig räumliche Betrachtungsweise würde sich hiernach ohne weiteren Kommentar von selbst verbieten.

Man könnte die apostrophierte Innensicht auch in dem Sinne begreifen, daß man die Sache als Bestandteil des eigenen Gehirns erfährt, so daß solchermaßen ein besonderer, unmittelbarer Zugang zur Sache gegeben wäre. Ein solcher unmittelbarer Zugang würde aber allenfalls verständlich machen, daß ein besonders genaues Bild der Sache im Wahrnehmungserleben erscheint. Er könnte aber nicht erklären, warum ein völlig abweichendes Bild entsteht.

Nun ließe sich einwenden: Unterschiedliche Wege der Wahrnehmung können zu unterschiedlichen Erscheinungsbildern führen. Wir kennen das, wenn wir die optische und die haptische Wahrnehmung desselben Gegenstandes vergleichen. Die optische Wahrnehmung vermittelt einen völlig andersartigen Eindruck als die haptische Wahrnehmung, und doch handelt es sich um

dieselbe, nämliche Sache. Ebenso könnte man meinen: Die beschriebene "Sicht von innen" sei eine andere Erfahrungsform als eine etwa sonst in Betracht kommende Sicht, die man dann ja wohl als Sicht von außen bezeichnen müßte. Dies würde erklären, warum diese "Innensicht" einen abweichenden Erfahrungsinhalt ergibt.

Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke bereits einmal mit dieser Deutlichkeit vorgebracht worden ist; wie auch immer, er vermag nicht zu überzeugen.

Wenn der Mensch eine Wahrnehmung dadurch erlebt, daß er die zugehörige Hirnstruktur von innen erfährt, dann muß das allgemein und für jede Wahrnehmung gelten. Nach dem WP-Prinzip steht fest, daß zu jeder Wahrnehmung eine solche physiologische Entsprechung gehört. Hiernach müßte sich jede Wahrnehmung in der Weise vollziehen, daß die nach dem WP-Prinzip vorhandene Hirnstruktur "von innen her" erlebt wird. Das muß auch für die Wahrnehmung gelten, als deren Inhalt die Hirnstruktur selber erscheint. Denn auch diese Hirnstruktur wird allein als Wahrnehmung erfahren. Wir kennen ihre Form und Beschaffenheit allein aufgrund von Wahrnehmungen im ganz ursprünglichen Sinn (s.o. 5. Kapitel). Wenn wir die Hirnstruktur wahrnehmen, existiert nach dem WP-Prinzip auch insoweit eine physiologische Entsprechung, die eine Hirnstruktur ebenso wie die erstgenannte Hirnstruktur ist, die wir wahrnehmen, die aber mit jener Hirnstruktur nach dem WP-Prinzip keine Ähnlichkeit hat. Hiernach könnte die Wahrnehmung der erstgenannten Hirnstruktur allein in der Weise geschehen, daß die zweite Hirnstruktur "von innen her" erlebt wird. Der Mensch würde also nicht dieselbe Sache (die erstgenannte Hirnstruktur) auf unterschiedlichem Wege erfahren, er würde vielmehr zwei verschiedene Sachen, die erste und die zweite Hirnstruktur, auf die gleiche Weise, nämlich "von innen" erleben. Kein Wunder, daß das, was er erlebt, in beiden Fällen verschieden ist. Es sind ja verschiedene Dinge, die er ("von innen") erfährt; es kommt hinzu, daß diese Dinge, wie oben dargelegt, nach dem WP-Prinzip auch in Form und Gestalt verschieden sein müssen.

Es ist - mit anderen Worten - keineswegs so, daß man sein Gehirn auf zweierlei Weise erfahren kann, einmal so, wie es sich jedermann darbietet, nämlich als Körpersubstanz, zum anderen als Wahrnehmungserleben. Man kann sein Gehirn nicht einerseits "von innen" erleben und so dann - nach Belieben - aus sich heraustreten, um dasselbe - das nämliche - Gehirn von außen in Augenschein zu nehmen. Vielmehr wäre die "Außenbetrachtung" nichts anderes als eine Wahrnehmung wie jede andere, für welche die allgemeinen Erwägungen gelten müßten. Das würde bedeuten: Auch die Außenbetrachtung müßte ein - wie immer geartetes - Innenerleben sein (wenn

denn die These des Innenerlebens überhaupt zutrifft). Schließlich wäre es wider alle Vernunft anzunehmen, daß der Mensch, indem er sein eigenes Hirn (als Körperteil) anschaut, insoweit eine neuartige Wahrnehmungsweise entwickelt, die von der Wahrnehmungstechnik im übrigen vollständig abweicht. Die Annahme, die Wahrnehmung finde durch Innenerleben einer Hirnstruktur statt, vermag also nicht zu erklären, warum ein- und dieselbe Sache in völlig unterschiedlicher Gestalt zu erscheinen vermag, als Wahrnehmung einerseits und als Hirngeschehen andererseits. Die Zugrundelegung eines Innenaspekts hilft also nicht über das grundlegende Problem der Identitätsthese hinweg.

Es bleibt dabei: Wahrnehmung und zugehörige Hirnstruktur sind grundverschieden, sowohl was ihre Gestalt als auch was ihr Wesen angeht. Wesenheiten, die verschieden sind, können nicht identisch sein. Also ist die Wahrnehmung nicht dasselbe wie die Wahrnehmungsentsprechung im Gehirn.

Es gibt noch einen Versuch, die These der Identität zu retten. Konrad Lorenz formuliert es so:

"Wenn ich sage, auf dem Stuhl neben mir sitzt mein Freund Hans, so meine ich damit gewiß nicht sein subjektives Erleben, das dem meinen gleicht und das ich nach der Du-Evidenz Karl Bühlers anerkennen muß, noch meine ich seine physikalische, mit den Methoden der Physiologie erforschbare Körperlichkeit. Was ich meine, ist eindeutig die untrennbare Einheit dieser beiden an sich bestehenden Seiten des Lebewesens Mensch"²³

Der Kern dieser Aussage ist dieser: Der Mensch sei nicht das Ich (das Bewußtsein, die Seele), er sei auch nicht der Körper, vielmehr müsse der Mensch - ganzheitlicher Betrachtung folgend - als Einheit von Körper und Ich angesehen werden. Gegen diese Aussage ist gewiß nichts einzuwenden, und es bestehen keine Bedenken, ihr zu folgen. Nur muß eines klar sein: Aus dieser Auffassung erfolgt nicht die Identität von Ich und Körper (bzw. von Ich und Gehirn). Wenn ich zwei Gegebenheiten zu einer Einheit zusammenfüge, dann schaffe ich zwar eine neue Einheit, die mit sich selbst identisch ist. Ich erreiche aber nicht, daß die Dinge identisch werden, die ich zusammengefügt habe. Ein Beispiel: Ich betrachte den Kopf und den sonstigen Leib (den Rumpf) als Einheit. Diese Einheit nenne ich Körper. Der Körper als Einheit ist zwar mit sich selbst identisch. Daraus folgt aber nicht, daß der Kopf und der Rumpf dasselbe seien. Ebenso wenig sind Leib und Seele (Körper und Ich) allein darum identisch, weil ich beides zur höheren Einheit "Mensch" zusammenfasse.

Auch würde es nicht weiterführen zu sagen, Wahrnehmung und Hirngeschehen seien verschiedene Seiten (unterschiedliche Aspekte) einer dritten Sache, so wie die Nordseite und die Südseite eines Berges Seiten des nämlichen Berges sind. In der Tat, ob ich die Nord- oder die Südseite sehe, ich betrachte denselben Berg. Aber daraus würde ich niemals den Schluß ziehen, die Nordseite sei mit der Südseite identisch, oder eine von beiden Seiten mit dem Berg. Der Berg ist vielmehr ein Drittes, das nach Ausmaß und Inhalt über die beiden Seiten hinausgeht.

Wollte man dieses Bild auf Wahrnehmung und physiologische Entsprechung übertragen, dann müßte man versuchen, das Dritte zu finden, den Berg gleichsam, dessen verschiedene Seiten Wahrnehmung und physiologische Entsprechung sein könnten. Ein solches Drittes gibt es nicht. Wenn ich Wahrnehmung und physiologische Entsprechung zu einer Einheit verbinde, dann schaffe ich nichts Neues, nichts, was über das hinausgeht, was ich zusammengefügt habe. Ich kann aus dieser Einheit nichts herleiten, was ich nicht in sie hineingelegt habe. Kurz: Diese Zusammenfügung von Wahrnehmung und physiologischer Entsprechung als Teile einer dritten Einheit ist ohne Erkenntniswert, ist ein Akt gedanklicher Willkür. Ich könnte es tun, aber es macht mich nicht klüger.

Fassen wir zusammen:

Der Versuch, das Rätsel des WP-Prinzips durch Identität zu erklären, hat uns nicht weiter gebracht. Nirgends fanden wir einen Anhaltspunkt, welcher die Identitätsthese abstützt. Statt dessen stießen wir auf Ungereimtheiten und Widersprüche, ja auf offenbaren Widersinn. Wir sollten daraus den einzig möglichen Schluß ziehen: Die Wahrnehmungen sind nicht dasselbe wie die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen im Gehirn des Wahrnehmenden. Beide Größen stehen zwar in einem engen, untrennbaren Zusammenhang, aber dieser Zusammenhang kann durch Identität nicht befriedigend gedeutet werden.

Ich hatte eingangs schon angedeutet: Wer an dieser Stelle von Identität spricht, entkleidet diesen Begriff seines eigentlichen Sinnes und verwendet ihn als Mysterium. Identität ist daher keine Lösung, sondern eine Scheinlösung; sie ist verschleierter Parallelismus. Das eigentliche Problem wird hierdurch nicht gelöst, sondern verdeckt. Das ist die Gefahr dieser These: Sie beruhigt uns durch ein Wort und hält uns ab, tiefer zu graben.

Darüber hinaus birgt die These der Identität eine weitere, größere Gefahr. Sie vermengt die verschiedenen Welten, denen das Ich und die Wirklichkeit zugehören. Sie verdeckt den Blick für die elementaren Unterschiede beider Welten. Wer an Identität glaubt, hat es leicht, die besondere Stellung des Ich in unserem Weltgeschehen zu übersehen; denn durch den Kunstgriff der Identifikation werden das Ich und seine Funktionen dem objektiven Hirngeschehen gleichgesetzt und damit zu Gegebenheiten der objektiven Wirklichkeit umgedeutet. Dann kann es leicht geschehen, daß das Ich zum Epiphänomen herabsinkt und in seiner Eigenart nicht ernst genommen wird. Hierdurch wird der Weg zu der eigentlichen Lösung des Rätsels verstellt, denn dieser Weg führt nur zum Ziel, wenn wir bereit sind, das Ich in seiner ganzen Eigenart und Tragweite zu begreifen.

VIII KAUSALITÄT

Wir hatten festgestellt, daß die Identitätsthese nicht weiterhilft. Sie ist nicht geeignet, das Rätsel des WP-Prinzips zu lösen. Wir müssen versuchen, andere Wege zu finden.

Vielleicht ist es möglich, das Geheimnis des WP-Prinzips mit den Mitteln aufzuhellen, welche die Naturwissenschaftler allgemein einzusetzen pflegen, wenn ihnen Rätsel im Weltgeschehen begegnen. Vielleicht handelt es sich um ein Rätsel vergleichbar der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit im leeren Raum oder der Strahlung schwarzer Körper. Am Ende gelingt es, eine Naturgesetzlichkeit zu bestimmen, welche ergibt, daß aus vorgegebenen komplizierten Strukturen, die den Gehirnstrukturen entsprechen, Wahrnehmungserlebnisse entstehen müssen. So könnte man versuchen, ein Kausalgeschehen zu ermitteln, das von der physiologischen Wahrnehmungsentsprechung ausgeht und bei der Wahrnehmung endet und das den Kausalverläufen entspricht, die in der Wirklichkeit millionenfach angetroffen werden.

Ich möchte an dieser Stelle nicht versuchen, einen abschließenden Begriff dessen zu finden, was Kausalität ist oder sein könnte. Ich möchte auch nicht die Frage entscheiden, ob es eine determinierende Kausalität im strengen oder angenäherten Wortsinne gibt. Wenn ich von Kausalität rede, meine ich die Eigenschaft des Naturgeschehens, sich durch Naturgesetze erklären zu lassen. Diese Begriffsbestimmung soll an dieser Stelle genügen. Es sei dahingestellt, ob eine weitergehende Begriffsbestimmung möglich oder sinnvoll ist. Wenn also von einer kausalen

Ereignisfolge die Rede ist, meine ich einen objektiven Geschehensablauf, der soviel prägnante Typik und Invarianz besitzt, daß er naturgesetzlich erfaßt werden kann.

Eines möchte ich klarstellen: In dieser Untersuchung geht es nicht um die kausale Verknüpfung zwischen dem Ding, das in der Wahrnehmung erscheint, und der physiologischen Entsprechung, die mit dieser Wahrnehmung nach dem WP-Prinzip verbunden ist. Insoweit besteht mit Sicherheit kein kausales Band. Zwischen der Hirnstruktur, die ja zur objektiven Dingwelt gehört, und dem - ebenfalls objektiv gegebenen - Ding, bei dessen Wahrnehmung die Hirnstruktur entsteht, wird niemand Kausalität vermuten.

Höchstens umgekehrt dürfte es eine Kausalität geben, die vom wahrzunehmenden Ding über den Lichtstrahl zum Auge und weiter über die Netzhaut und den Sehnerv hin zu der Gehirnstruktur leitet, die wir Wahrnehmungsentsprechung nennen; von dieser Kausalität ist hier nicht die Rede. In der Gegenrichtung, also von der Hirnstruktur zum wahrgenommenen Ding, verläuft jedenfalls kein - wie immer geartetes - Geschehen, das sich kausal oder anders erklären ließe.

Um einen solchen Kausalverlauf vom Ding zum Ding geht es uns nicht. Hier interessiert uns allein die Frage, ob aus der physiologischen Entsprechung, also aus einem Ding und Bestandteil der objektiven Wirklichkeit, eine Wahrnehmung entsteht, die kein Ding ist, sondern ein Phänomen, welches dem Bereich des Ich zugehört.

Würden wir insoweit dem Standpunkt des philosophischen Idealismus folgen und das "esse est percipi" als Ausgangspunkt wählen, dann müßten wir sagen, die Dinge seien dasselbe wie die Wahrnehmungen, in denen sie uns erscheinen. Dann wäre auch das Gehirn dasselbe wie die Wahrnehmung, in welcher das Gehirn erscheint. Das würde also bedeuten, daß das Gehirn nur als Wahrnehmung vorhanden wäre. In diesem Fall würde sich die Frage stellen: Wie sollte das Gehirn zunächst einmal die Wahrnehmung seiner selbst, das hieße im Ergebnis sich selbst entstehen lassen? Wenn das Gehirn als Wahrnehmung entsteht, muß der Prozeß der Wahrnehmung bereits vollzogen sein. Wenn das Gehirn die Wahrnehmungen verursacht, dann müßte es, um entstehen zu können, zunächst einmal sich selbst verursachen; es müßte also bereits existieren, damit es entstehen kann. In diesem Fall würde die Annahme einer Verursachung der Wahrnehmung durch das Gehirn auf einer *petitio principii* beruhen.

Anders ist die Frage zu beurteilen, wenn man einen realistischen Standpunkt als Ausgangspunkt wählt. In diesem Fall existiert das Gehirn mitsamt der Wahrnehmungskorrelate nicht als Wahrnehmung, sondern als Ding unter Dingen, d.h. als Teil der objektiven Wirklichkeit. Es wäre denkbar, daß ein solches Gehirn, das wahrnehmungsunabhängig besteht, Wahrnehmungen verursacht. Daher lautet die Frage: Führt von der Wahrnehmungsentsprechung zur Wahrnehmung ein Weg, den wir als kausal bezeichnen könnten, der sich also mit den herkömmlichen Methoden der Naturwissenschaft erklären ließe? Gibt es ein Naturgesetz, wonach das Gehirn gleichsam Wahrnehmungen erzeugt wie die Lampe das Licht? Schon dieses Beispiel läßt ahnen, welche Schwierigkeiten auf uns auf diesem Wege begegnen werden. Das Licht der Lampe kann jeder sehen, der nicht blind ist. Beides, Lampe und Licht, sind eingebettet in den Bereich der objektiven, allgemein zugänglichen Wirklichkeit. Anders in unserem Fall. Während die physiologische Entsprechung als Teil der objektiven Wirklichkeit jedermann zugänglich ist, kann die Wahrnehmung nur von einem einzigen Menschen erfahren werden, nämlich von dem, in dessen Gehirn die physiologische Entsprechung vorhanden ist. Jeder andere, für den das Gehirn ein fremdes Gehirn ist, sieht nur das Gehirn und dessen funktionale Abläufe. Die Wahrnehmung sieht er nicht und nirgends. Sie ist kein Teil der Wirklichkeit, also kein Teil des Bereichs, für den sich die Naturwissenschaft in erster Linie zuständig fühlt, sondern ein Teil des Ich, des Bewußtseins, dem Gedanken vergleichbar, aber nicht dem Licht der Lampe, das aus objektiv nachweisbaren elektromagnetischen Wellenschwingungen besteht.

Das Licht gehört zur wahrnehmbaren Wirklichkeit. Nicht so die Wahrnehmung. Die Wahrnehmung vermittelt uns die Wirklichkeit, sie ist das Medium, in welchem die Wirklichkeit erscheint. Als solches Medium kann sie nicht ihrerseits Teil der Wirklichkeit sein. Daher gehört die Wahrnehmung nicht einmal zur wahrnehmbaren Wirklichkeit des Wahrnehmenden. Denn dieser nimmt zwar das Ding wahr, das in der Wahrnehmung erscheint, nicht aber die Wahrnehmung als solche. Die Wahrnehmung als funktionaler Bestandteil des Ich kann ihrerseits nicht wahrgenommen werden. Ich kann zwar sagen: Ich nehme die Rose wahr. Aber es gibt kein beschreibbares Erleben, welches durch den Satz gekennzeichnet würde "ich nehme die Wahrnehmung der Rose wahr" und das sich von der Wahrnehmung der Rose unterscheidet. Im übrigen würde die Annahme, die Wahrnehmung sei ihrerseits wahrnehmbar, die Konsequenz einschließen, auch die Wahrnehmung der Wahrnehmung der Rose müsse wahrnehmbar sein sowie die Wahrnehmung der Wahrnehmung der Wahrnehmung. Jedermann weiß, daß es Derartiges nicht gibt und daß kein Erleben denkbar ist, welches durch solche exotischen Sätze sinnvoll beschrieben

werden könnte. Die Wahrnehmung ist eben - das müssen wir festhalten - kein Teil der wahrnehmbaren Wirklichkeit, also kein Teil des Bereichs, für den sich die Naturwissenschaft eigentlich zuständig fühlt.

Daraus folgt: Das, was die Dinge und Ereignisse untereinander verknüpft und was wir - gewiß unvollkommen - als Kausalität oder Naturgesetzlichkeit umschreiben, kann nicht dasselbe sein wie das, was die physiologische Wahrnehmungsentsprechung mit der Wahrnehmung verschränkt, einfach deswegen, weil die Wahrnehmung weder ein Ding noch ein Ereignis ist, sondern eine Wesenheit ganz anderer Provenienz. Wer Naturgesetzlichkeit und Kausalität auf die Beziehung zwischen physiologischer Entsprechung und Wahrnehmung anwendet, vollzieht eine spekulative und daher unzulässige Extrapolation. Er verwendet ein Instrumentarium, das er innerhalb eines bestimmten, abgegrenzten Bereichs kennengelernt hat und das offenbar auf diesen Bereich zugeschnitten ist, auf einen völlig anders gearteten Bereich, der jenseits der Grenzen des ersten liegt.

Eine derartige Grenzüberschreitung wäre nur dann erlaubt, wenn sich der Nachweis führen ließe, daß dieses Instrumentarium auch für den zweiten Bereich geeignet ist. Dieser Nachweis ist aber nicht möglich; im Gegenteil, es läßt sich zeigen, daß dieser zweite Bereich mit Kausalität und Naturgesetzlichkeit nichts zu schaffen hat. Dieser zweite Bereich ist das Ich, als dessen Teil man die Wahrnehmungen anzusehen hat. Die Regeln, welche das Ich beherrschen, sind offenbar andere als die Regeln der Wirklichkeit. Im Ich gibt es keine kausalen Verknüpfungen von der Art, die wir aus der Wirklichkeit kennen. Während man in der Wirklichkeit eine Konstellation (eine Ursache oder ein Ursachenfeld) erzeugen kann, die mit der größten Wahrscheinlichkeit eine bestimmte Wirkung herbeiführen wird, gibt es nichts Vergleichbares in der Welt des Ich. Aus dem Umstand, daß ich bestimmte Prämissen kenne, die zwingend zu bestimmten Konklusionen führen, folgt nicht, daß ich die Konklusionen ziehe. Viele Menschen tragen solche Prämissen als festen Besitz ein Leben lang mit sich herum, ohne je die Konklusion zu ziehen. Die Konklusion mag nach den Denkgesetzen zwingend sein; aber der Umstand, daß ich sie ziehe, ist nichts weniger als zwingend. Der Aktus, wonach ich die Konklusion tatsächlich ziehe, beruht vielmehr auf irrationalen Vorgaben. Ebenso ist es mit meinen Wünschen. Sie entstehen nicht aus dem Wissen über bestimmte Möglichkeiten und damit verbundene Vorteile, sondern aus irrationaler Boden. Ich kann zwar tun, was ich will; aber ich kann nicht wollen, was ich will.

Wir erkennen, daß die Strukturen und Regeln des Ich ganz anders sind als die Strukturen der Wirklichkeit. Die Andersartigkeit kommt - wie dargestellt - einmal darin zum Ausdruck, daß im Bereich des Ich keine naturgesetzlich faßbare Kausalität vorzufinden ist. Es gibt noch weitere Unterschiede: So ist das Ich ein nichträumliches Gebilde; die Koordinaten des Raumes spielen im Ich keine Rolle - wenn man von dem Sonderfall der optischen und haptischen Wahrnehmungen einmal absieht. Das Ich ist - wie öfters hervorgehoben wurde - eine eigene, abgeschlossene Welt, die nicht mit der objektiven Wirklichkeit verglichen werden kann.

Daher ist es auch nicht möglich, Teile des Ich - etwa Wahrnehmungen - an räumlich verlaufende Kausalketten anzuschließen. Den Wahrnehmungen fehlt die Fähigkeit, sich in ein Kausalgeschehen einzufügen; sie sind nicht kausalitätsfähig. Sie können nicht nach den Regeln der Kausalität an einen Bereich angeschlossen werden, in welchem die Kausalität regiert.

Die Vorstellung, zwischen der Wahrnehmung und einem objektiven Ding bestehe Kausalität, ist im Grunde gleichermaßen abenteuerlich wie der Glaube, es gebe Psychokinese. Ebenso wie es unmöglich ist, mit bloßen Gedanken und Seelenkräften Dinge der Außenwelt zu bewegen, muß es ausgeschlossen sein, daß objektiv gegebene Dinge - und wären es subtile Hirnstrukturen - aus sich heraus Ichfunktionen erzeugen.

Im übrigen fällt auf, daß sich der Wandel von der körperlichen Wahrnehmungsentsprechung zur Wahrnehmung - wenn es einen solchen Wandel gibt - ohne Übergang vollzieht. Aus der Hirnstruktur wird unvermittelt das fertige Wahrnehmungserleben. Der Übergang gleicht einem Quantensprung. Obwohl Anfangs- und Endpunkt des Übergangs von höchster Verschiedenheit sind, vollzieht sich der Übergang ohne Zwischenstadien. Die Wahrnehmung ist plötzlich da, wie ein Deus ex machina. Für einen übergangslosen Gestaltwandel solchen Ausmaßes gibt es in der Wirklichkeit keine Parallele; auch bei Prozessen, die sich schnell vollziehen, gibt es immer Zwischenstadien. Eine Ausnahme ist der Quantensprung aus dem Bereich der Mikrophysik, der aber nur einen winzigen Geschehensfortschritt überspringt und nicht entfernt einen Gestaltenwandel des Ausmaßes, den wir bei der Hirnstruktur und der zugehörigen Wahrnehmung antreffen.

Wollten wir diesen Gestaltenwandel im Rahmen der Naturgesetzlichkeit deuten, dann müßten wir einen Sonderfall, eine Singularität annehmen, die sich in das Gesamtbild der Natur in keiner Weise einfügt. Es gäbe wenig Sinn, einen solchen Vorgang als Naturgesetz unter Naturgesetzen zu

formulieren, wenn ein solches Gesetz keinen Anschluß an die Naturgesetzlichkeit im übrigen findet. Die Annahme eines solchen Naturgesetzes wäre keine Erklärung, sondern ein bloßes Wort. Aus der Tatsache, daß es das Geschehen gibt, würde man folgern, daß es das Geschehen geben muß, ohne erklären zu können, wie es mit dem Geschehen der Wirklichkeit in Zusammenhang steht.

Dann gibt es noch ein weiteres, verwirrendes Phänomen: Wer das objektive Geschehen betrachtet, in welches die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen eingebettet sind, kann diesem Geschehen keinen Hinweis darauf entnehmen, daß es Wahrnehmungen erzeugt. Dieses Geschehen ist vielmehr eine Abfolge von Ereignissen, die sich im Prinzip nicht von den Geschehensabläufen unterscheiden, die wir auch sonst in der Wirklichkeit vorfinden. Zwar sind die Vorgänge im Gehirn durch besondere Komplexität gekennzeichnet, aber darüber hinaus gibt es keine grundlegenden Qualitätsunterschiede gegenüber sonstigen Vorgängen in der objektiven Wirklichkeit. Sie folgen grundsätzlich den Gesetzmäßigkeiten, die für die Wirklichkeit allgemein gelten. Es gibt zum Beispiel keine besondere Chemie oder Physik, die nur für das Gehirn gültig wäre. Auch gibt es keine Stoffe im Gehirn, die nicht auch außerhalb des Gehirns bestehen oder bestehen könnten. Das Gehirngeschehen ist - wenigstens prinzipiell - ebenso kohärent und aus sich verständlich wie jedes andere Geschehen in der Wirklichkeit. Jeder Geschehensteil im Gehirn schließt sich an Vorgänge an, die ihn nach den Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit voll erklären (soweit diese Gesetzmäßigkeiten überhaupt eine erschöpfende Erklärung leisten können). Er setzt sich so fort, wie wir es nach unserem Wissen über die Naturgesetzlichkeit erwarten müssen. Jeder Geschehensteil im Gehirn ist in das Kausalgeschehen, welches wir im Gehirn antreffen und in welches das Gehirn selber eingebunden ist, voll und abschließend integriert. Man könnte sagen: Was an Kausalität möglich ist, das wirkt sich im Rahmen des Gehirngeschehens gänzlich und erschöpfend aus. Jeder Raumzeitpunkt gibt seinen Gehalt an Kausalität an die benachbarten Raumzeitpunkte weiter, und zwar vollständig und ohne Rest. Aus diesem Geschehen führt kein zusätzlicher Kausalstrang hinaus. Es gibt keine kausale Linie, die dieses Geflecht der Raumzeitpunkte verläßt, denn es gibt ja auch keine Linie in diesem Geflecht, welche plötzlich endete und dann gewissermaßen ihren Fortgang außerhalb der Wirklichkeit nähme. Es gibt darüber hinaus keine Energie, die sich im Gehirn in nichts auflöste, um dann außerhalb der Wirklichkeit dadurch wirksam zu werden, daß sie Wahrnehmungen entstehen ließe. Von alledem ist nicht die Spur zu erkennen. Das Gehirngeschehen ist ein sinnvolles, aus sich verständliches Geschehen, das nicht ahnen läßt, es könnte daraus etwas entstehen, was sich außerhalb der Wirklichkeit fortsetzt.

Auch die physiologische Wahrnehmungsentsprechung, von der in dieser Schrift die Rede ist, gibt ihren Gehalt an Kausalität im Rahmen des Gehirngeschehens nach allgemeinen Regeln weiter. Sie löst sich im Gehirn nicht etwa spurlos auf, sondern führt zu weiteren Abläufen im Körper, die schließlich auf objektiv erklärbarem Wege in sinnvollen Körperbewegungen münden. Man kann also auch die Wahrnehmungsentsprechungen als funktionale Teile des Gehirngeschehens und überhaupt des Körpergeschehens erklären, ohne daß es irgend welcher Spekulationen bedürfe, sie stünden mit Wahrnehmungen in Verbindung, d.h. mit Vorgängen, die sich außerhalb der Wirklichkeit im Bereich des Ich abspielen.

Wenn eine außermenschliche Vernunft, etwa ein fremdes Sternenwesen in die Lage käme, menschliche Gehirne zu beobachten, dann verfiere es nicht auf die Idee, aus den Gehirnen könnten Wahrnehmungen entstehen. Der außerirdische Beobachter würde im Gehirn keine Rätsel finden, für deren Erklärung er die Existenz irgendwelcher Wahrnehmungen oder sonstiger Ichfunktionen fordern müßte. Er würde vielmehr das Gehirngeschehen aus sich nach den Regeln erklären können, die für die Wirklichkeit allgemein gelten, und sich damit zufrieden geben. Die physiologische Wahrnehmungsentsprechungen würde er nicht als solche erkennen; er würde ihnen nicht anmerken, daß sie mit subjektiven Wahrnehmungserlebnissen in Zusammenhang stehen. Vielmehr würde er diese Wahrnehmungsentsprechungen als normale Bestandteile der cerebralen Abläufe begreifen, die in diese Abläufe als sinnvolle Glieder eingebaut sind.

Wenn man dieses Sternenwesen fragen würde, wozu ein Gehirn letztlich gut ist, dann würde es gewiß nicht erwidern, es existiere, um Wahrnehmungen oder sonstige Ichfunktionen zu produzieren, etwa wie die Bauchspeicheldrüse das Insulin erzeugt und die Gallenblase Galle ausscheidet. Es würde vielmehr und ohne Zögern antworten: Das Gehirn hat die Aufgabe, den Körper zu steuern. Und das wäre die reine Wahrheit! Das Gehirn ist ein Steuerorgan; es ist die Schaltzentrale, mit deren Hilfe die Abläufe des Körpers gesteuert und damit die Existenz und das Überleben des Körpers gewährleistet werden. Aus diesen Funktionen erklärt sich das Gehirn - so wie es ist - in vollem Umfang. Um diese Funktionen zu erfüllen, muß das Gehirn genau so sein, wie es ist, und kein Jota anders. Das heißt mit anderen Worten: Bedeutung und Aufgabe des Gehirns erschöpfen sich in der Steuerung des Körpers. Beides - Gehirn und Körper - gehören der objektiven Dingwelt an. Die Wechselwirkungen zwischen beiden vollziehen sich nach den Regeln, die für diese objektive Welt gültig sind. Hier gibt es keine prinzipiellen Rätsel; die Vorstellung, das Gehirn als Teil der objektiven Wirklichkeit stehe mit dem Körper als einem Teil der objektiven

Wirklichkeit nach den Regeln in Wechselbeziehung, die für die objektive Wirklichkeit gelten, dürfte unserem Verständnis keine Mühe bereiten.

Warum sollten wir angesichts dessen dem Gehirn neben der nachweisbaren Steuerfunktion die zusätzliche Funktion unterstellen, Wahrnehmungen zu erzeugen? Das Gehirn als solches gibt uns keinen Hinweis für eine solche Funktion. Die Annahme, das Gehirn produziere Wahrnehmungen, ist vom Standpunkt der objektiven Wirklichkeit pure Spekulation. Wir kämen niemals zu dieser Annahme, wenn wir nicht auf anderem Wege erfahren hätten, daß es die Wahrnehmungen gibt und daß sie mit dem Gehirngeschehen in einem seltsamen, allerdings sehr intensiven Zusammenhang stehen.

Wir können diesen Zusammenhang nicht leugnen. Aber wir verstehen jetzt, daß wir diesen Zusammenhang nicht mit den Regeln erklären können, die für die objektive Wirklichkeit verbindlich sind. Die objektive Wirklichkeit gibt uns keinen Hinweis, keine Andeutung, sie produziere Wahrnehmungen, sei es im Gehirn oder sonstwo. Wir wissen zwar, daß es Wahrnehmungen gibt, aber wir schließen dieses Wissen nicht aus der Struktur der Wirklichkeit, die wir wahrnehmen, sondern allein aus dem Umstand, daß wir sie wahrnehmen. Uns sind die Wahrnehmungen als primäre Erkenntnisquelle gegeben. Was wir über die Wirklichkeit wissen, folgt aus ihnen. Daher wissen wir, daß es die Wahrnehmungen gibt. Aus dem, was wir wahrnehmen, können wir nicht schließen, daß es Wahrnehmungen gibt. Die Wahrnehmungsinhalte geben - für sich gesehen - keinen Hinweis darauf, daß es Wahrnehmungen geben muß, es sei denn durch den schieren Umstand, daß sie Wahrnehmungsinhalte sind.

Damit wären wir an das Ende dieses Weges gelangt. Er bietet, wie wir erkennen müssen, kein Fortkommen. Der gedankliche Ansatz, der die WP-Beziehung mit Hilfe der Denkmuster von Kausalität und Naturgesetzlichkeit zu erklären sucht, erweist sich als Irrweg. Das Rätsel der WP-Beziehung ist ungelöst, mehr noch: Die Unzugänglichkeit dieses Rätsels wird uns deutlicher bewußt als zuvor. Die WP-Beziehung erweist sich als ein einzigartiges Phänomen, das sich unserem Weltbild um keinen Preis einfügen will und an dem unsere herkömmlichen Denkmethode rundum versagen.

IX INTERAKTION

Da die herkömmlichen Denkkategorien offenbar nicht zur Deutung des WP-Prinzips taugen, liegt es nahe, neue Wege zur Erklärung dieses Phänomens zu suchen. Als solchen Versuch darf man die These der Interaktion verstehen, die neuerdings von Eccles⁶ vertreten wird.

Grundlage dieser These ist eine eindeutig dualistische Betrachtung. Sie verneint die Identität von Bestandteilen des Gehirns mit Bestandteilen des Ich (Eccles spricht nicht vom Ich, sondern vom selbstbewußten Geist; damit meint er aber offenbar das, was in dieser Schrift als Ich bezeichnet wird). Die These der Interaktion erkennt weiterhin, daß es eine Beziehung zwischen dem Hirn und dem Ich geben muß, die über das bloße Nebeneinander, d.h. über die reine Parallelität hinausgeht. Diese Beziehung wird als Interaktion gedeutet. Gemeint ist eine wechselseitige Beeinflussung von Hirn und Ich. Das sieht im einzelnen so aus:

Eccles postuliert sogenannte Liaison-Zentren im Gehirn, die vom Ich (d.h. vom selbstbewußten Geist) gleichsam abgetastet werden. Das Ich beschränkt sich aber nicht darauf, das so gewonnene Wissen zu empfangen; es übernimmt darüber hinaus eine aktive und dominante Rolle im Verhältnis zum Hirn, und zwar derart, daß es die empfangenen Informationen selektiert und die solchermaßen selektierten Komponenten integriert und zur Einheit der bewußten Erfahrung organisiert. In diesem Sinne ergibt sich dann eine Rückbeeinflussung der neuronalen Maschinerie durch das Ich.

Uns interessiert an dieser Stelle die Interaktion als Grundlage für eine Erklärung des WP-Prinzips. Die These von Eccles könnte uns möglicherweise verständlich machen, auf welche Weise das Gehirn die Daten, die es über die Sinnesorgane empfängt, in das Ich einspeist, damit sie dort als Wahrnehmung erscheinen können.

Leider gibt uns die These der Interaktion gerade auf diese Frage keine Antwort. Zwar heißt es, der Kontakt zwischen dem Gehirn und dem Ich laufe über sogenannte Liaison-Zentren. Aber damit ist nichts über die Grundfrage gesagt, wie der Datentransport aus der objektiven Welt des Gehirns - die Liaison-Zentren sind ja wohl als Teile dieses Organs zu verstehen - in die subjektive Welt des Ich vonstatten geht. Nach der hier vertretenen (und auch von Eccles behaupteten) dualistischen Betrachtung sind die objektive Wirklichkeit einerseits und die Sphäre des bewußten Ich andererseits zwei strikt zu trennende Welten von prinzipieller Unterschiedlichkeit. Das entscheidende Problem besteht in der Frage, wie es möglich ist, die Grenzen zwischen diesen

beiden Welten zu überwinden, gleichsam die Hürde zu überspringen, die die eine Welt von der anderen trennt. Es geht sozusagen um die "Technik" des Grenzüberttritts. Gerade darüber sagt die These der Interaktion nichts.

Hieran scheiterte ja auch die Annahme einer kausalen Beziehung, d.h. einer Beziehung von der Art, wie sie in der objektiven Wirklichkeit bestimmend ist. Die Wirkungsweisen der kausal geprägten Welt taugen nicht zur Erklärung einer Einwirkung, die von der objektiven in die subjektive Welt hineinreicht. Die interaktionistische Wirkungsweise müßte demnach etwas anderes sein als eine kausale Beziehung. Aber es würde natürlich nicht genügen, diese Andersartigkeit als solche zu postulieren, ohne zu verdeutlichen, worin diese Andersartigkeit besteht. An dieser Stelle läßt uns die These von der Interaktion im Stich.

Um es anders zu formulieren: Die Interaktion müßte eine Beziehung sein, welche die Brücke zwischen der Hirnstruktur und der Wahrnehmung schlägt. Sie müßte ein - wie immer geartetes - Bindeglied sein, ein "missing link", welches den Zusammenhang zwischen beiden Seiten herstellt. Aber diese Kennzeichnung wäre nicht mehr als ein Programm. Sie würde zwar die Behauptung enthalten, daß es ein solches Bindeglied gibt; aber sie würde die entscheidende Frage offen lassen, von welcher Art dieser Brückenschlag ist und auf welche Weise die Verbindung hergestellt wird. Übrigens ist die Annahme, es gebe ein solches Bindeglied, durchaus problematisch, soweit mit der Annahme mehr gesagt werden soll, als sich aus dem WP-Prinzip ohnehin ergibt.

Prüfen wir einmal, welches empirische Material uns zur Verfügung steht, um die Interaktion zu deuten. Wir kennen die physiologische Wahrnehmungsentsprechung auf der einen und die Wahrnehmung auf der anderen Seite. Dazwischen ist nichts, was sich irgend feststellen ließe. Im vorhergehenden Kapitel hatten wir festgestellt, daß der Weg von der Wahrnehmungsentsprechung zur Wahrnehmung - wenn es überhaupt einen solchen Weg gibt - nach Art eines Quantensprungs verläuft. Wir finden einen unvermittelten, übergangslosen Gestaltwandel, der keinerlei Zwischenstufen kennt. Mehr noch: Wir sehen es weder der einen noch der anderen Seite an, daß sie mit der jeweils anderen in Verbindung steht. Hinsichtlich der Hirnstruktur hatte ich bereits darauf hingewiesen. Betrachtet man das Gehirn als objektiven Befund, dann kommt man nicht auf die Idee, das Gehirn könne Wahrnehmungen produzieren oder auf andere Weise mit Wahrnehmungen in Verbindung stehen. Vielmehr ist das Gehirn ein körperliches Organ, dessen Funktionsverläufe vollständig und schlüssig mit den Mitteln erklärt werden können, die wir auch sonst auf die objektiven Gegebenheiten der Natur und des Körpers anwenden. Die Annahme, das Hirn stehe mit

Wahrnehmungen in Verbindung, ist eine absolut überflüssige Hypothese, wenn es darum geht, das Gehirn als objektiven Befund zu erforschen.

Ebenso verhält es sich mit der anderen Seite. Die Wahrnehmung gibt uns nicht den leisesten Hinweis, daß sie aus dem obskuren Gehirngeschehen hervorgetreten ist. In der Wahrnehmung ist kein Rest dessen enthalten, was an das Gehirn und dessen Abläufe erinnern könnte. Im Gegenteil: Wenn wir nicht aus anderer Quelle wüßten, daß es ein Gehirn gibt, würden wir aufgrund eines beliebigen Wahrnehmungserlebens nicht auf die Idee verfallen, diese Wahrnehmung müßte mit Neuronen, Synapsen oder elektrischen Vorgängen verbunden sein. Daher finden wir uns in unserer Welt mit Hilfe unserer Wahrnehmungen vorzüglich zurecht, auch wenn wir nichts über Ordnung Arbeitsweise der Hirnstrukturen wissen, aus denen die Wahrnehmungen angeblich hervorgegangen sein sollten.

Man könnte den erreichten Kenntnisstand so umschreiben: Die Interaktion wäre - wenn es sie gibt - eine Brücke zwischen zwei entfernten Ufern. Der Graben, der zwischen beiden Ufern klafft, liegt außerhalb unserer Erfahrung; das gleiche gilt für die Brücke. Wir können zudem weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Spur einer Verankerung entdecken, auf welcher die Brücke aufliegt. Wir finden auch keine Anschlußwege zur Brücke - weder hüben noch drüben. Im Gegenteil: Wenn wir auf dem einen oder dem anderen Ufer einherspähen, finden wir die Brücke nicht, und wenn wir ein Leben lang danach suchten. Wir finden auch keine Andeutung, daß es überhaupt eine Brücke oder eine andere Seite jenseits des Grabens gibt. Würden wir die Frage nach der Brücke an einen Bewohner richten, der ausschließlich auf einer der beiden Seiten lebt, dann würden wir bare Verständnislosigkeit ernten. Nur wir kommen auf die Idee, nach der Brücke zu forschen, weil wir die seltene Gnade haben, zugleich auf beiden Ufern zu leben. Aber auch wir finden die Brücke nicht. Wir kommen der Brücke auch nicht näher, indem wir ihr einen Namen geben und etwa Interaktion nennen.

Nicht minder ratlos bleiben wir, wenn wir näheres über diese Brücke erfahren wollen, wenn wir uns also für die Gestalt und die Konstruktion interessieren. Da wir nichts über die Interaktion wissen als den Namen, können wir auch nichts über die Art der Wechselbeziehung wissen, von der hier die Rede ist. Allenfalls dieses ließe sich sagen: Wenn die Interaktion überhaupt einen Sinn hat, dann müßte sie einen Informationsaustausch bewerkstelligen, wodurch das Wissen, welches das Gehirn enthält, in das Ich überführt wird, damit es dort als Wahrnehmung erscheinen kann. Das

Gehirn müßte die Daten in das Ich gleichsam einspeisen oder das Ich müßte - umgekehrt - die Hirnbestandteile abtasten, um sich mit Wissen zu versorgen.

Der Annahme eines solchen Informationsflusses stehen aber zwei Gründe entgegen. Der eine Grund ist gleichsam technischer Art. Es ist keine Technik denkbar, welche geeignet wäre, den Weg aus der Welt der Dinge in die Welt des Bewußtseins zu finden. Der Unterschied zwischen beiden Welten ist fundamental und schließt eigentlich jeden Grenzübertritt aus. Es ist nicht möglich, Daten aus der Körperwelt, die auf Datenträgern enthalten sind, die zur Körperwelt gehören, ausschließlich mit Mitteln der Körperwelt derart umzuformen, daß sie Teile des Bewußtseins werden können. Ebenso wenig ist das Bewußtsein imstande, allein mit Mitteln des Bewußtseins - also ohne Einsatz des Leibes - mit der Welt der Körper und Dinge Kontakt aufzunehmen. So lange die Interaktionsthese nichts darüber sagt, wie sie dieses grundlegende "technische" Problem löst, hilft sie uns kaum weiter.

Der zweite Grund besteht darin: Ein Informationsübergang vom Hirn zum Ich erweist sich bei näherer Betrachtung als sinnlos. Würden wir das Weltgeschehen unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit beurteilen und die Schöpfung gleichsam auf ihre Sinnhaftigkeit überprüfen, dann müßten wir bei einer solchen Methode der Informationsübertragung eigentlich den Kopf schütteln.

Ich will das anhand eines Beispiels verdeutlichen. Vergewenwärtigen wir uns einen alltäglichen Vorgang, nämlich die Wahrnehmung eines Apfels.

Ausgangspunkt wäre also ein Apfel, rund, rotbäckig, frisch und duftend. Aber er bliebe nicht so, denn er käme in die Mühle des Gehirns und der Sinnesorgane, die dem Gehirn vorgeschaltet sind. Schon auf der Netzhaut des Auges wäre aus dem Apfel eine zweidimensionale Projektion geworden, die aber immerhin noch einige Ähnlichkeit mit dem Apfel erkennen ließe. Aber dann wird der Apfel erbarmungslos atomisiert. Das erste Stadium ist eine radikale Aufsplitterung des Netzhautbildes in die jeweils selbständigen Reaktionen von Myriaden punktförmiger Elemente, nämlich von 107 Zäpfchen und 108 Stäbchen. Die so gewonnenen Einzelwerte werden über Millionen Nervenfasern dem Gehirn zugeleitet. Auf den weiteren Stufen wird die Abstraktion der einzelnen Informationen über viele nacheinander geschaltete Arbeitsgänge fortgesetzt, bis im Sehzentrum oder wo immer die komplexen Gebilde entstehen, die ich als physiologische Wahrnehmungsentsprechung bezeichnet habe: Ein Code, eine Abstraktion, ein merkwürdiger Schriftzug, dem Apfel in keiner Weise ähnlich.

Hier verlieren wir die Spur des Apfels. Was nunmehr geschieht, entzieht sich unserer Erfahrung. An dieser Stelle wäre eigentlich der Punkt zu suchen, wo die Interaktion von Gehirn und Icherleben einsetzen müßte. Das Ich müßte hierbei in mühevoller Kleinarbeit zusammensetzen, was das Gehirn und die vorgelagerten Sinne zerstückelt und chiffriert haben. Und was kommt am Ende heraus? Der Apfel ist plötzlich wieder da, so wie er ursprünglich war, heil und gesund und ohne alle Spuren der Zertrümmerung, die ihm das Gehirn und die Sinnesorgane angetan haben. Welch' ein Umweg vom Apfel zum Apfel!

Welchen Sinn sollte ein solcher Umweg haben? Warum soll das, was wahrgenommen werden soll, zunächst zertrümmert werden, damit es wahrgenommen werden kann? Um das zu erklären, könnte man den Gedanken aufgreifen, den ich bereits an früherer Stelle erörtert habe. Man könnte die Verfremdung, welche das Sinnesorgan dem eintreffenden Eindruck antut, als Codierung oder Verschlüsselung verstehen, geschehen zum Zweck der Nachrichtenübertragung in das Gehirn, so wie es bei der elektronischen Datenübertragung - etwa beim Rundfunk und Fernsehen - allenthalben geschieht. Freilich haben wir festgestellt, daß dieser "Verschlüsselung" keine Entschlüsselung im Gehirn gegenübersteht. Das Gehirn funktioniert nicht wie ein Radiogerät, welches aus dem elektronischen Code den ursprünglichen Ton wiederherstellt. Vielleicht ließe sich annehmen, es sei gerade die Interaktion, welche diese Entschlüsselung leistet. Durch die Interaktion würde hiernach die Gehirnstruktur entschlüsselt und die ursprüngliche Gestalt der Botschaft zurückgewonnen.

Wenn wir die Interaktion in diesem Sinn als Entschlüsselung verstehen, dann ist naturgemäß unsere Neugierde erweckt, und wir fragen, wie und auf welchem Wege diese Entschlüsselung vor sich geht. Aber sogleich stellen wir fest, daß es auf diese Frage keine Antwort gibt. Der Vorgang der Entschlüsselung - wenn es ihn gibt - liegt außerhalb möglicher Erfahrung, und das, obwohl wir annehmen müssen, daß die Entschlüsselung ein aufwendiger Arbeitsgang ist, zumindest nicht weniger aufwendig als der uns vertraute Vorgang der Verschlüsselung. Merkwürdig, daß die Verschlüsselung des Bildes in aller Breite vor unseren Augen abläuft, daß aber die Reintegration jenseits unserer Erfahrung liegt, obwohl es sich doch um den korrespondierenden Vorgang handeln müßte!

Das Gehirn gibt uns keinerlei Hinweise darauf, daß eine Entschlüsselung stattfindet. Was sich dort abspielt, hat offenbar mit einer Entschlüsselung und Wiederherstellung des ursprünglichen Bildes

nichts zu tun. Hier sind auch keine Hinweise zu finden, die den Mechanismus einer Entschlüsselung erklären könnten. Eccles, der Vertreter der Interaktionsthese, räumt ein: "Die derzeitigen Theorien der neuronalen Maschinerie geben keine Erklärung irgendwelcher Art für unsere Fähigkeit, die ungleichen neuronalen Ereignisse, die in den visuellen Zentren des Gehirns als Folge eines retinalen Impulses entstehen, zu einem zusammenhängenden Bild zu integrieren²⁴". Wenn die Entschlüsselung nicht vom Gehirn vollzogen wird, müßte sich das Ich dieser Mühe unterziehen, und zwar offenbar in vollem Umfang. Wir müßten also dem Ich einen Bereich zubilligen, in dem eine umfassende Arbeit geleistet wird, eine Arbeit, die nach Art und Ausmaß der Leistung des Gehirns und der vorgeschalteten Sinnesorgane entspricht, denn das Ich müßte ja das, was Gehirn und Sinnesorgane zerlegt und zerstückelt haben, in mühevoller Kleinarbeit wieder zusammenfügen! Dieser Bereich des Ich läge aber außerhalb unseres Bewußtseins. Andererseits verstehen wir das Ich ja gerade als das, was sich unserem Bewußtsein erschließt. Wir müßten also einen Bereich postulieren, der nicht zum Gehirn (und damit nicht zur objektiven Dingwelt) gehört, der aber andererseits auch nicht dem bewußten Ich zuzuweisen wäre. Dieses wäre ein Tertium, ein außerbewußtes Ich, ein unbewußter Geist, eigens erfunden als Instanz, die den Schaden wettzumachen hat, der durch das Gehirn und die Sinnesorgane entstanden ist. Ein solches außerbewußtes Ich erschiene mir eine ebenso verzweifelte Erfindung wie das Phlogiston oder der Weltraumäther.

Eine weitere Frage stellt sich: Warum bedarf das Ich einer verschlüsselten Botschaft, um den ursprünglichen Inhalt der Botschaft zu erfahren? Es ist schwer genug sich vorzustellen, daß die Dingwelt in die ganz anders geartete Welt des Ich hineinreicht. Warum wendet sich das Ich nicht unmittelbar an die Dinge, um zu ermitteln, wie sie sind? Die Fähigkeit hierzu müßte man dem Ich doch eigentlich zubilligen. Wenn wir dem Ich die Fähigkeit zuerkennen, aus den verschlüsselten Gehirnprotokollen ein Bild zu formen, dann wäre ihm doch auch die Gabe zuzutrauen, die Dinge unmittelbar abzutasten. Freilich ergäbe sich dann die Frage, wozu es noch des Gehirns und der komplizierten Vorgänge bedürfte, die doch offensichtlich mit der Wahrnehmung verbunden sind.

Die Vertreter der Interaktion gehen offenbar davon aus, das Ich könne der Dingwelt nur im Gehirn begegnen. Aber das ist im Grunde schwer verständlich. Warum kann das Ich nur im Gehirn mit den Dingen in Berührung treten, ausgerechnet dort, wo die Dinge so stark abstrahiert und verfremdet sind wie sonst nirgendwo? Das wäre doch eine Vorzugsstellung des Gehirns im Vergleich zur sonstigen Dingwelt, "ein Gehirnprivileg", für das es überhaupt keine vernünftige Begründung gibt.

Oder liegt diesem Gehirnprivileg die naive Vorstellung zugrunde, das Ich sei, was seine räumliche Unterbringung angeht, im Gehirn lokalisiert? Eine solche Vorstellung, welche dem Ich das Gehirn gleichsam als Domizil oder Aufenthaltsort zuweist, hätte starke Ähnlichkeit mit der mittelalterlichen Denkweise, wonach das Ich bzw. die Seele im Körper wohnt. Gilbert Ryle²⁵ apostrophiert diese Auffassung als Dogma vom "Gespenst in der Maschine". Solcherart eifert er gegen die Vorstellung, im Körper (d.h. in der Maschine) sei ein körperloses Fluidum, ein Ich, eine Seele oder dergleichen beheimatet wie ein Gespenst in einem Spukschloß. Gilbert Ryle hat Recht und Unrecht. Das "Gespenst" gibt es wirklich. Wir nennen es das Ich, und wir zweifeln nicht daran, daß es das Ich als eigenständige Wesenheit gibt. Aber das Ich ist nicht "in der Maschine". Das Ich befindet sich nicht im Körper (etwa im Gehirn); das Ich befindet sich weder im Körper noch sonstwo. Es ist sinnlos zu fragen, wo im Raum das Ich anzutreffen ist, denn im Raum ist es nirgends. Zwar besteht eine Beziehung zwischen dem Ich und dem Gehirn, aber diese Beziehung ist keine räumliche Beziehung. Man kann also keine räumliche Beziehung zwischen dem Ich und dem Gehirn als Grund dafür anführen, daß das Ich nur im Gehirn mit den Dingen in Verbindung treten kann. Somit bleibt die Frage nach der Erklärung des "Gehirnprivilegs" ungelöst.

Damit bleibt auch die weitere Frage offen, warum der Informationsfluß zum Ich derart verschlungene Wege geht und warum er über das Hirn verläuft. Aus welchem Grunde müssen die Daten zunächst bis zur völligen Unkenntlichkeit verschlüsselt werden, damit sie schließlich - jäh und übergangslos - im Ich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder auftauchen können? Was hat sich der Schöpfer bei solchem Verfahren gedacht?

Wir sollten uns zunächst die Frage stellen, ob es überhaupt sinnvoll ist, von einer Entschlüsselung im Sinne einer Reintegration des ursprünglichen Bildes zu reden. Wenn ein Vorgang unter keinen Umständen beobachtet werden kann, dann sollten wir daraus schließen: Es gibt ihn nicht. Es ist nichts damit gewonnen, daß wir den Ablauf der Redintegration, den wir verzweifelt im Gehirn gesucht haben, in eine Zone verlegen, die sich unserer Beobachtung entzieht. Das wäre ein Kunstgriff, der uns nicht weiter bringt. Wir sollten aus den empirischen Daten, die uns zur Verfügung stehen, nüchtern und vorurteilsfrei den einzig möglichen Schluß ziehen; dieser lautet: Es gibt keine Redintegration. Eine Entschlüsselung findet nicht statt, weder im Hirn noch anderswo. Das Ich reproduziert keine Bilder und keine Formen aus den Hieroglyphen des Hirns. Das Ich ist weder eine Bildröhre noch ein Code-Knacker.

Wenn aber keine Entschlüsselung stattfindet, dann folgt daraus, daß es das Gegenstück - die Verschlüsselung - ebensowenig geben kann. Der Vorgang der Datenverfremdung vom Sinnesorgan zum jeweiligen Hirnzentrum muß hiernach in anderem Sinne gedeutet werden. Was die Sinnesorgane und die nachgeschalteten Stellen besorgen, kann keine Verschlüsselung in dem Sinne sein, daß eine spätere Rückgängigmachung und Wiederherstellung der ursprünglichen Gestalt vorgesehen ist. In der Tat lassen sich diese Vorgänge in einem ganz anderen Sinne deuten; hierzu verweise ich auf die Ausführungen im vorausgegangenen Kapitel. Die Funktion der Sinnesorgane und der nachgeschalteten Arbeitsgänge besteht in einer Aufbereitung der Informationen, damit diese in die Steuerungsabläufe des Gehirns eingespeist werden können. Das Gehirn ist ein Steuerungsorgan - das hatten wir bereits erkannt. Seine Aufgabe ist es, den Körper zu steuern - nur diesen. Die von den Sinnesorganen eintreffenden Impulse werden vom Gehirn in Körperfunktionen umgesetzt (keineswegs in Bewußtseinsinhalte). Dies allein ist der Zweck der Organisation, über welche das Gehirn verfügt. In diese Organisation müssen die Informationen eingebaut und eingepaßt werden. Dies zu erledigen, ist Aufgabe der Sinnesorgane; nur zu diesem Zweck werden die Daten in der bekannten Weise umgeformt. Eine Rückführung der Daten in das ursprüngliche Bild wäre aus der Sicht des Hirns ein sinnloses Unterfangen.

Wir erkennen mit einiger Verblüffung: Das Gehirn ist weder geschaffen noch geeignet, Informationen in das Ich zu überführen. Die Annahme, es gebe einen Informationsweg vom Ding über das Gehirn hin zur Wahrnehmung des Dinges, ist mit der Aufgabe des Gehirns, seiner Beschaffenheit und Funktionalität überhaupt nicht vereinbar. Kein Wunder, daß dieser Weg uns so befremdlich erschien! Natürlich konnte es nicht einleuchten, daß ein Gegenstand zunächst zur Unkenntlichkeit verfremdet werden muß, damit er schließlich - übergangslos wie von Zauberhand - in der ursprünglichen Gestalt als Wahrnehmungsinhalt wiederaufersteht.

Wir wissen jetzt, daß es einen solchen Weg nicht gibt. Vom Gehirn führt kein Informationsstrang in das Ich. Das Ich bezieht seine Informationen nicht aus dem Gehirn; diese Einsicht müssen wir akzeptieren, auch wenn sich unser Vorstellungsvermögen dagegen sträubt. Die empirischen Daten, die uns zur Verfügung stehen, lassen sich nur dann schlüssig deuten, wenn wir einen Informationsaustausch vom Hirn zum Ich verneinen. Erinnern wir uns, daß wir eine solche Informationsübertragung schon aus anderen Gründen für unmöglich hielten, nämlich deswegen, weil der fundamentale qualitative Unterschied zwischen dem Gehirn und dem Ich einen Datenfluß von der einen zur anderen Seite ausschließt. Diese Erkenntnis finden wir jetzt - aufgrund anderer Erwägungen - eindrucksvoll bestätigt.

Wenn es aber keinen Informationsfluß vom Hirn zum Ich gibt, dann hat es auch keinen Sinn, von Interaktion zu reden, denn diese kann ja vernünftigerweise nur als eine irgendwie geartete Form der Informationsübertragung verstanden werden, die vom Hirn zum Ich verläuft. Die These der Interaktion scheitert im Grunde daran, daß sie den Denkgewohnheiten nachgebildet ist, die wir uns im Umgang mit der Wirklichkeit zugelegt haben. Sie verwendet die vertrauten Bilder, nach denen wir uns wechselseitige Einflußnahmen allgemein vorzustellen pflegen. Hierbei insinuiert sie eine Beziehung vom Hirn zum Ich, die letztlich an kausal geprägte Abläufe erinnert. Überspitzt könnte man sagen: Interaktion ist Kausalität, die keine ist, weil sie keine sein darf.

Wenn wir das Rätsel des WP-Prinzips lösen wollen, müssen wir uns von solchen Bildern lösen. Sie führen uns - wie neckende Gespenster - auf falsche und täuschende Wege. Die Wahrheit ist, daß vom Gehirn kein Einfluß auf das Ich ausgeht. Das WP-Prinzip kann also nicht im Sinne eines solchen Einflusses gedeutet werden. Das Hirn ist Bestandteil der objektiven Dingwelt und kann daher nur in dieser Welt und mit Gegenständen dieser Welt interagieren. Auch die Erzeugnisse des Hirns sind auf eben diese Welt beschränkt. Hiernach kann das Gehirn keine Wahrnehmungen hervorbringen, denn diese gehören zu der völlig anders gearteten Welt des Ich. Das Gehirn ist außerstande, irgendwelche Inhalte in das Ich einzuspeisen, weil es die elementare Barriere nicht überwinden kann, welche die objektive Wirklichkeit vom Ich trennt. Dies ist der Befund, zu dem uns die Auswertung der empirischen Daten zwingt. Wir haben ihn zu akzeptieren, auch wenn unsere Denkgewohnheiten Protest einlegen.

Wir müssen also erkennen: Die These der Interaktion hilft uns nicht, die Fragen zu klären, die sich aus dem WP-Prinzip ergeben. Alles Denken und Mühen hat uns nicht weitergebracht. Im Gegenteil: Wir finden uns - nach vielen Irrwegen - unversehens wieder am Anfang des Weges. Ratlos stehen wir vor der Existenz zweier Welten, dem Hirn und dem Ich, die einander auf seltsame Weise vollständig entsprechen und sich gleichwohl im höchsten Grade unterscheiden. In einem kleinen Winkel der wahrgenommenen Wirklichkeit, im Hirn, ereignet sich das ganze Weltgeschehen ein zweites Mal, nicht im Abbild, sondern in merkwürdiger, hypokrypher Gestalt, ein Schauspiel im Schauspiel, wie im Hamlet des William Shakespeare. Für diese Duplizität muß es eine Erklärung geben, das wissen wir. Ein zufälliges Nebeneinander scheidet aus. Aber alle bisherigen Erklärungsversuche sind gescheitert. Weder Identität, noch Kausalität noch Interaktion halfen unserem Verständnis weiter; diese Kategorien erwiesen sich als Schlüssel, von denen Goethe sagt:26

Zwar euer Bart ist kraus,
doch hebt ihr nicht die Riegel.

Je mehr wir uns mit der Frage der WP-Beziehung befassen, desto rätselvoller und unzugänglicher wird das Problem. Wir erkennen, daß alle möglichen Denkansätze versagen, insbesondere diejenigen, die sich bei erster Betrachtung gleichsam angeboten haben. Wir leben in einer wohlgeordneten, naturwissenschaftlich ausgeleuchteten Welt. Aber an der Basis aller Erkenntnis, dort, wo die Wahrnehmung entsteht, liegt eine Sphinx. Vor ihrem Blick wird uns bewußt, daß unser gesamtes Wissen unter einem merkwürdigen Vorbehalt steht. Dieser Vorbehalt hängt mit dem WP-Prinzip und damit letztlich mit der Glaubwürdigkeit unserer Wahrnehmungen zusammen. In diesem Punkt sind wir keinen Schritt weitergekommen.

X DAS GEHIRN

Alle Bemühungen haben eines deutlich gemacht: Herkömmliche Denkkategorien wie Identität, Kausalität und Naturgesetzlichkeit helfen uns nicht, die Beziehung zu erklären, die die Wahrnehmung mit der körperlichen Wahrnehmungsentsprechung verknüpft. Auch die These einer besonderen Interaktion von Wahrnehmung und Hirnstruktur bringt uns nicht weiter. Die bisherigen Überlegungen zeigen, daß es sich um ein besonderes Problem handelt, das wir nicht bei anderen, uns vertrauten Fragestellungen einordnen können. Es handelt sich um eine Singularität im Weltgefüge, um einen Weltknoten, um mit Schopenhauer zu reden. Um diesen Knoten zu entwirren, müssen wir einen neuen Denkansatz finden.

Vielleicht sollten wir mehr als bisher versuchen, die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen als Teil des Kontexts zu betrachten, in dem wir sie vorfinden. Es wäre sicher falsch, sie als isolierte Gegebenheiten hinzunehmen; vielmehr müssen wir uns bemühen, sie als Teil des Funktionszusammenhangs zu begreifen, in den sie eingebettet sind. Wir finden sie schließlich nicht irgendwo in der Welt, sondern im Kopf des Wahrnehmenden; sie sind Bestandteile eines Organs und damit Glieder einer größeren komplexen Einheit. Daher können wir sie nicht erklären, ohne diese Einheit verstanden zu haben und die Funktion, die sie in dieser Einheit innehaben. Dieser Einheit sollen die nachstehenden Ausführungen gewidmet sein; hier wird es sich nicht vermeiden lassen, einiges zu wiederholen, was bereits im Vorgriff erörtert wurde.

Die Rede ist vom Gehirn. Wenn wir uns diesem zuwenden, muß eines klar sein: Das Gehirn ist ein rein objektiver Befund. Es ist ein Teil der objektiven Wirklichkeit und gehört zu der Welt der Dinge und Ereignisse, die zwar von uns wahrgenommen werden (können), die aber unabhängig von der Wahrnehmung existieren. Wenn wir das Gehirn deuten, müssen wir seiner Objektivität Rechnung tragen. Wir müssen das Gehirn als Teil der Wirklichkeit betrachten und versuchen herauszufinden, welche Rolle und Funktion ihm in dieser Wirklichkeit zukommt. Wir müssen uns also mit dem Hirn befassen, so als wüßten wir nicht, daß es etwas mit unseren Denkvorgängen und Wahrnehmungserlebnissen zu tun hat. Wir sollten gleichsam den Standpunkt eines außerirdischen, außermenschlichen Betrachters einnehmen, dessen Aufnahmefähigkeit auf die objektive Welt beschränkt ist und der daher nichts von Wahrnehmungen weiß. Zu welchem Ergebnis käme dieser Betrachter, wenn er Gehirne vorfindet und sich bemüht, diese Phänomene zu erklären?

Er würde zunächst erkennen, daß das Gehirn Teil des menschlichen Körpers ist. Bei näherer Untersuchung des Körpers würde er unschwer begreifen, daß es sich um ein Steuerungsorgan handelt, denn das Hirn ist die Schaltzentrale, welche das Schicksal des menschlichen Körpers bestimmt und das Überleben des Körpers als einer funktionalen Einheit gewährleistet. Damit wäre - wie bereits erwähnt - die Funktion des Gehirns als eines objektiven Befundes abschließend und erschöpfend beschrieben. Unser außerirdischer Betrachter würde sich mit dieser Erkenntnis zufrieden geben; es wäre aus seiner Sicht eine überzeugende und plausible Erklärung des Hirns. Der außerirdische Betrachter würde aus dem Hirn keineswegs den Schluß herleiten, es stehe mit Wahrnehmungen oder anderen Ichfunktionen in Verbindung; denn solche Unterstellungen wären zur Erklärung der physiologischen Abläufe im Gehirn nicht erforderlich.

Bei der Untersuchung des Gehirns wird unser außerirdischer Beobachter auch die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen vorfinden. Er wird freilich nicht ahnen, daß es Wahrnehmungsentsprechungen sind; denn er wird ihnen nicht ansehen können, daß sie mit solch aetherischen und immateriellen Wesenheiten in Zusammenhang stehen, wie es die Wahrnehmungen sind. Aus seiner Sicht sind die Wahrnehmungsentsprechungen Teile der im Gehirn befindlichen Abläufe und somit Ausschnitte aus dem Steuerungsvorgang, den das Gehirn leistet.

Diese "außerirdische" Betrachtungsweise sollten wir uns vorerst zu eigen machen. Sie führt uns zu der Frage, welche Funktion die Wahrnehmungsentsprechungen im Gehirn im Vollzug der

Steuerung erfüllen. Wozu dienen - so sollten wir erkunden - die objektiv gegebenen Wahrnehmungskorrelate innerhalb der objektiv stattfindenden Steuerungsvorgänge des Gehirns, und zwar völlig unabhängig davon, daß die Wahrnehmungsentsprechungen über das WP-Prinzip mit subjektiven Wahrnehmungserlebnissen in Zusammenhang stehen.

Die Frage nach dieser rein objektiven Funktion der Wahrnehmungsentsprechungen im Gehirn ist - soweit ich sehe - noch nicht gestellt worden. Daher dürfte es auch keine empirischen Untersuchungen geben, die diese Fragen beantworten.

Ein objektiver Anhaltspunkt, der uns weiterhilft, wäre dieser: Die Wahrnehmungsentsprechungen stehen mit den Sinnesorganen - die ihrerseits objektive Befunde sind - in funktionalem Zusammenhang. Sie entstehen, wenn die Sinnesorgane gereizt werden, und erscheinen sozusagen als Folgeerscheinung dieser Reizung. Die Sinnesorgane ihrerseits sind Kontaktstellen zur Außenwelt, Außenposten der Funktionseinheit "Hirn", Nahtstellen an der Grenze von Hirn und Umwelt. Daraus folgt, daß die Wahrnehmungsentsprechungen in den Vorgang eingebunden sind, der das Hirn mit seinem Umfeld verbindet; sie sind in die Geschehensabläufe verwoben, die das Organ mit den nötigen Informationen über das Umfeld ausstatten. Diese Geschehensabläufe münden schließlich in sinnvollen Körperbewegungen. Man könnte es daher so formulieren: Von der Sinnesreizung führt ein kausaler Strang zur Körperbewegung, und die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen sind eine Strecke auf diesem Strang.

Welche Bedeutung kommt ihnen im Rahmen dieser Vorgänge zu? Sie dienen offenkundig nicht der unmittelbaren Informationsbeschaffung, denn diese wird von den Sinnesorganen besorgt. Sie dienen wohl ebensowenig der letztgültigen Umsetzung der Information in eine Körperbewegung - hierzu bedarf es weiterer, komplizierter Abläufe im Gehirn sowie im angeschlossenen Körper, die unter anderem der Abstimmung mit einer Vielzahl anderer Steuerungsfaktoren dienen.

Die Funktion der Wahrnehmungsentsprechungen muß irgendwo dazwischen liegen. Worin sie aber im einzelnen besteht, ist für uns schwer zu ermitteln, wenn wir uns an die selbstgesetzte Regel halten, die Wahrnehmungsentsprechungen ausschließlich als objektive Gegebenheiten zu analysieren und von ihrer Eigenschaft als Wahrnehmungsentsprechung im Rahmen dieser Überlegungen prinzipiell keinen Gebrauch machen. Wie sollen wir die Funktion von Gebilden ermitteln, wenn wir bei dieser Ermittlung fast alles vergessen müssen, was wir über diese Gebilde

wissen? Schließlich haben wir diese Gebilde bisher stets als Entsprechungen unserer Wahrnehmungen kennengelernt und definiert.

Folgender Gedankengang hilft uns möglicherweise weiter: Die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen sind nicht nur mit einem Wahrnehmungserleben verbunden; sie stehen vielmehr gleichermaßen mit den objektiven Gegebenheiten in Zusammenhang, die die Inhalte dieser Wahrnehmungen sind.

Konkret: Der Mensch, welcher einen Apfel wahrnimmt, bildet zwar einerseits im Gehirn eine Wahrnehmungsentsprechung, die der Wahrnehmung des Apfels entspricht. Andererseits gibt es den Apfel ja auch wirklich, d. h. als objektive Gegebenheit (sofern es sich bei der Wahrnehmung nicht um eine Halluzination oder ein Traumgesicht handelt). Es bereitet keine Mühe, die genannte Wahrnehmungsentsprechung auch als Korrelat jener objektiven Gegebenheit zu begreifen, die Inhalt der Wahrnehmung ist, d.h. des real vorhandenen Apfels. Wir finden also neben der WP-Beziehung eine Beziehung zwischen zwei objektiven Entitäten, der Wahrnehmungsentsprechung und dem real existierenden Wahrnehmungsinhalt. Allgemeiner gesagt: Das Gehirn - als Teil der objektiven Wirklichkeit - entwickelt in sich Gebilde, die den Dingen und Ereignissen entsprechen, welche zur objektiven Umwelt des Gehirns gehören.

Dieses ist der Befund, den der außerirdische Betrachter bei der Analyse des Organs ermitteln würde. Er findet das Organ eingebettet in dessen Umfeld und in dem Organ Entsprechungen, die sich auf das Umfeld beziehen. Die Wahrnehmungsentsprechungen könnten aus dieser Sicht auch als Umfeldentsprechungen bezeichnet werden. Diese Umfeldentsprechungen sind im übrigen zahlreich und differenziert, da sie ja zugleich (gleichsam in Realunion) Wahrnehmungsentsprechungen sind und die Vielfalt und den Differenzierungsgrad unseres Wahrnehmungserlebens in sich tragen. In den Umfeldentsprechungen steckt somit ein hoher und vielfach gegliederter Informationsgehalt, der sich auf das Umfeld des Hirns bezieht.

Jetzt fällt es uns leichter zu sagen, welche Funktion diese Gebilde innerhalb des Gehirns erfüllen: Sie sind das Umfeld des Hirns im Hirn. Das Hirn, so stellen wir fest, holt das Umfeld in sich hinein, und zwar aus dem einfachen Grund, weil eine Information vom Gehirn nur dann verwertet werden kann, wenn sie in das Gehirn gelangt ist, wenn sie also Teil der Funktionseinheit geworden ist, die wir als Hirn begreifen. Daher muß das Organ die Außenwelt in sich hineinziehen. Diesem

Zweck dienen die Wahrnehmungsentsprechungen. Sie repräsentieren die Umwelt des Hirns im Hirn und ermöglichen auf diese Weise, daß sich das Gehirn in dieser Umwelt zurechtfindet.

Wie aber kann das gelingen? Wir wissen, daß die Wahrnehmungsentsprechungen keine Bilder der Wahrnehmungsinhalte sind und auch keinerlei Ähnlichkeit mit diesen aufweisen. Das müßte uns an dieser Stelle nicht stören, denn wir untersuchen ja zunächst nicht die Wahrnehmungen, sondern die objektiven Abläufe im Hirn, das sich in seiner objektiven Umwelt zurechtfindet. Aber wir stoßen hier auf ein ganz anderes - und doch wieder ähnliches - Rätsel. Wie findet sich das Gehirn in seinem Umfeld zurecht, wenn es keine Bilder des Umfelds in sich trägt? Warum vermitteln die Wahrnehmungsentsprechungen, die doch zugleich Umfeldentsprechungen und somit das Fenster des Hirns nach außen sind, keine Bilder des Umfelds? Wenn das Auge einen Apfel betrachtet, dann formt sich im Hirn eine Wahrnehmungsentsprechung, die den Apfel nicht abbildet und ihn auch nicht im mindesten ähnlich ist. Woher weiß das Gehirn, daß es sich um einen Apfel handelt, damit es den alsbaldigen Verzehr der Frucht veranlassen kann?

Dies ist ein ganz neues Problem, das mit dem WP-Prinzip eigentlich nichts zu tun hat. Und doch scheint zwischen beiden Problemen eine seltsame Beziehung zu bestehen, denn der Unterschied, der den (objektiv vorhandenen) Apfel von der Wahrnehmungsentsprechung trennt, entspricht doch offenbar weitgehend dem Unterschied zwischen der Wahrnehmung und der physiologischen Entsprechung!

An dieser Stelle wollen wir uns auf die Frage beschränken, wie das Hirn in seinem Umfeld zurechtkommt, obwohl ihm doch offenbar keine Bilder über das Umfeld zugänglich sind. Diese Frage läßt sich - anders als die Frage nach der Grundlage des WP-Prinzips - vergleichsweise leicht beantworten. Die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen sind Symbole für die Gegebenheiten des Umfelds. Symbole sind keine Bilder, sondern Zeichen. Sie erhalten ihre Bedeutung nicht aus dem Bildwert, sondern aus der Zuordnung. Im 2. Kapitel habe ich eingehend dargelegt, daß zwischen dem Symbol und dem symbolisierten Gegenstand in aller Regel keine Ähnlichkeit besteht und zu allermeist auch nicht bestehen kann. Wie sollte ein Buchstabe dem Laut ähnlich sein können, den er bezeichnet?

Das Gehirn benutzt ausschließlich Symbole, wenn es die von außen eintreffenden Informationen aufzeichnet. Hierfür hat es gute Gründe. Die abbildende Reproduktion des Umfelds im Steuerungsorgan wäre zu nichts nütze. Wenn ein Ingenieur ein Steuerungsaggregat für ein

unbemanntes Flugzeug baut, käme er nicht auf den Gedanken, in dieses Aggregat ein Abbild der Lufthülle - eine Lufthülle en miniature - einzufügen. Er würde vielmehr die im Aggregat zu verwendenden Daten als Symbole speichern, in der Regel als Zahlen, nicht aber als Bilder, die ja nichts anderes wären als Wiederholungen der Steuerungsbedingungen. Nicht anders verhält es sich beim Hirn. Dieses könnte mit Bildern seines Umfeldes nichts anfangen. Daher verwendet es Symbole, denn in diese lassen sich leicht die Inhalte aufnehmen, die den jeweiligen Steuerungserfordernissen Rechnung tragen. Eine Abbildung des Steuerungserfordernisses wäre höchst unzweckmäßig, in der Regel sogar unmöglich.

Für die Datenaufnahme im Gehirn kommen schon deswegen allein Symbole in Betracht, weil nur diese geeignet sind, auch solche Befunde wiederzugeben, die sich durch eine andere Wahrnehmungsart als diejenige erschließen, in der das Gehirn erscheint. Ein akustisches Geschehen kann im Gehirn nicht reproduziert werden, weil das Gehirn keine akustischen Bestandteile enthält (das Gehirn ist nicht hörbar). Wäre das Gehirn auf Abbildungen angewiesen, dann könnte es keinen Zugang zu irgendwelchen akustischen Vorgängen haben. Hierdurch wäre die Steuerungsfähigkeit des Organs erheblich beeinträchtigt. Das Gehirn löst das Problem, indem es für die akustischen Vorgänge Symbole bildet, die keine akustischen Vorgänge sind, sondern Gegebenheiten, die sich - ebenso wie das Hirn im Ganzen - auf andere Weise (im wesentlichen wohl auf optische Weise) erschließen. Dies ist ein großer Vorteil der Symbole: Die Schranken zwischen den Befunden, die aus verschiedenen Wahrnehmungsarten stammen, lassen sich durch Symbole, und nur durch diese, überwinden.

Noch aus einem anderen Grunde können die Träger der Daten, die für Steuerungszwecke vorgehalten werden, keine Abbilder sein. Diese Datenträger müssen nämlich eine doppelte Funktion erfüllen. Sie müssen zum einen die Information enthalten; darüber hinaus müssen sie geeignet und in der Lage sein, im Kontext des Steuerungsorgans mit anderen Steuerungskreisen in Verbindung zu treten und die Information weiterzugeben. Das heißt: Die Datenträger müssen zugleich Steuerungselemente sein, die sich abfragen lassen und antworten können. Abbildungen sind hierzu nicht in der Lage, weil ihre Gestalt und Beschaffenheit durch den abzubildenden Gegenstand vorgegeben wäre; allein Symbole können diesem doppelten Erfordernis genügen. Ein Beispiel derartiger Symbole sind die Zahlen. Sie enthalten bestimmte Informationen (Zahlenwerte) und können darüber hinaus mit anderen Zahlen, das heißt mit anderen Informationsträgern, nach den Regeln der Arithmetik in Kontakt treten. Auch die Worte einer Sprache erfüllen diesen doppelten Zweck: Sie enthalten eine Bedeutung und folgen zugleich den Regeln von Grammatik und Syntax, die sie befähigen, mit anderen Worten in einen Bedeutungszusammenhang einzutreten.

Anders Abbilder: Diese lassen sich weder deklinieren noch multiplizieren. Sie können im Grunde von einem Steuerungsorgan gar nicht verstanden werden.

Ein Steuerungsorgan kann nur die spezifische Sprache verstehen, auf die es eingestellt ist. Diese Sprache ist - wie alle Sprachen - ein Komplex von Symbolen. Das gilt auch für das Gehirn; auch dieses verwendet seine eigene Sprache, und die Wahrnehmungssprechungen sind die Zeichen, die Worte und Sätze, aus denen diese Sprache besteht. Die Aufgabe der Sinnesorgane und der nachgeschalteten Stellen ist es, das Datenrohmaterial, das von außen kommt, in die Sprache des Hirns zu übersetzen.

Jetzt wird auch deutlich, warum das Gehirn die Botschaften nicht entschlüsselt, die von den Sinnesorganen eintreffen. Das, was die Sinnesorgane tun und veranlassen, ist ja keine Verschlüsselung. Aufgabe der Sinnesorgane und der nachgeschalteten Stellen ist es ja nicht, Daten zum Zwecke der Übertragung zu codieren (wie es etwa zum Zwecke der Übertragung von Rundfunk- und Fernsehsendungen geschieht). Die Verfremdung findet also nicht wegen des Datentransports statt. Vielmehr werden die Informationsgehalte in die Sprache des Hirns übersetzt. Bei dieser Übersetzung bleibt es natürlich. Für eine Rückübertragung fände sich überhaupt kein Grund.

Daher ist der Datenempfangsbereich im Hirn kein Bilderbogen und keine Geräuschfolge. Er ist ein sinnvolles System aus Symbolen, eine ganz eigene Gehirnsprache. Diese ist im übrigen eine gewachsene Sprache wie andere natürliche Sprachen auch, sie ist weitgehend ein Produkt der historischen Entwicklung. Die Gestalt eines Symbols ist ja im Grunde beliebig, da es seine Bedeutung nicht aus der Gestalt herleitet, sondern aus der Zuordnung. Die Beliebigkeit eines Symbols wird allein durch die Zweckmäßigkeit begrenzt, insbesondere durch die beschriebene Eignung, sich als Steuerungselement in ein System einzugliedern. Im Rahmen der Zweckmäßigkeit gibt es einen weiten Spielraum. Die verschiedenen Sprachen der Erde haben für den gleichen Gegenstand unterschiedliche Symbole (Worte) geprägt, die einander nicht gleichen, die sich aber in das jeweilige Sprachsystem einfügen und demjenigen verständlich sind, der die Sprache beherrscht. Die Worte "arbre" und "tree" und "Baum" bedeuten dasselbe, ohne einander zu gleichen. Die Gestalt der Symbole beruht offenbar auf dem Zufall der historischen Entwicklung. In diesem Sinne muß auch die Symbolsprache des Hirns begriffen werden. Sie ist entwicklungsgeschichtlich gewachsen und voll der Zufälle, die historisch in diese Entwicklung eingegangen sind, zufällig wie die Siebenzahl der Halswirbel bei den Wirbeltieren.

So erklärt sich mühelos die Verschiedenheit von Gehirn und Umwelt, die Fremdartigkeit der Welt, die wir im Gehirn antreffen und die mit der Umwelt des Gehirns so gar nichts gemeinsam zu haben scheint. Daher finden wir im Gehirn eines Menschen, der hungrig auf einen Apfel schaut, keinen Apfel, und wenn wir noch so sorgfältig in den Falten seines Hirns danach suchen. Im Gehirn ist kein Abbild der Umwelt enthalten, keine Wiedergabe der Umwelt in effigie, keine Rekonstruktion der Umwelt en miniature. Vielmehr sind nur Zeichen darin, Schriftzüge, Hieroglyphen eigenster Art. Das Hirn ist keine photographische Kamera, sondern eine eigene, auf den Steuerungszweck abgestimmte Welt von Symbolen. Wie sollte auch sonst die riesige Umwelt in den winzigen Bezirk des Gehirns gebannt werden? Nur eine Symbolschrift wird dieser Aufgabe gerecht. Wie sollte - um ein Beispiel zu bilden - ein drohender Eisberg im Gehirn des Menschen Platz haben angesichts der Gefahr der vollständigen Unterkühlung dieses hochempfindlichen Organs?

Jetzt haben wir eine Erklärung für das, was die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen in der Wirklichkeit sind. Sie sind Teile der Symbolsprache, derer sich das Gehirn bedient. Sie sind körpergewordene Worte, Zahlen aus Fleisch und Blut, Chiffren aus der Substanz, aus der der Körper seine Bestandteile auch im übrigen formt: aus molekularen Verbindungen und Energiefeldern.

Jetzt wissen wir auch, warum die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen keine Abbilder der Steuerungsbedingungen sind, die sich aus der Umwelt des Hirns ergeben. Damit ist aber nichts über das Rätsel der WP-Beziehung gesagt. Wir wissen immer noch nicht, von welcher Art die Beziehung zwischen der physiologischen Struktur und der Wahrnehmung ist und warum diese sich von jener so grundlegend unterscheidet. In dem bisher untersuchten Geschehen hat ja die Wahrnehmung keine Rolle gespielt; es ging allein um objektive Geschehensabläufe in der Wirklichkeit, nämlich um die Beziehung des objektiv gegebenen Gehirns zu seinem objektiv gegebenen Umfeld.

Wie finden wir von hier aus den Weg zur Wahrnehmung? Wir sollten versuchen, aus dem objektiven Bereich, auf dessen Untersuchung wir uns bisher beschränkt hatten, einen Hinweis darauf zu finden, was es mit der Wahrnehmung auf sich haben könnte. Vielleicht gibt es hier - in der objektiven Wirklichkeit - etwas, was einer Wahrnehmung zumindest nahekommt. Im Klartext: Vielleicht kann das Gehirn - als objektiver Befund - etwas vollziehen, was einer Wahrnehmung gleichzuachten wäre oder dieser immerhin entspräche. Schließlich muß sich das Hirn in seinem

Umfeld zurechtfinden und die hierzu erforderlichen Daten in sich aufnehmen. Ist das nicht etwas ähnliches wie das, was wir unter Wahrnehmung verstehen?

Diese Frage müssen wir zunächst verneinen.

Wir hatten bisher aufgrund unserer Untersuchungen im Kapitel IV festgestellt, daß eine Wahrnehmung im Grunde etwas ganz anderes ist. Wir hatten erkundet, daß die Wahrnehmung kein transitives, zielbezogenes Geschehen ist, wie es die Informationsaufnahme eigentlich sein müßte. Vielmehr hatten wir die Wahrnehmung als intransitives Geschehen erkannt, als ein Erleben, das wir als Ichfunktion einordnen müssen und damit als Bestandteil des bewußten, sich selbst erfahrenden Ichs.

Was wir bisher bei der Untersuchung des Gehirns vorgefunden haben, ist eigentlich etwas völlig anderes. Wir haben einen Vorgang entdeckt, welcher der Informationsbeschaffung dient, also letztlich einen zielbezogenen, transitiven Vollzug. Fast erscheint es aussichtslos, von diesem Ausgangspunkt eine Brücke zu finden, die zur Wahrnehmung im eingangs beschriebenen Sinne, d.h. zur Wahrnehmung als intransitives Erleben hinführt.

Wir hatten festgestellt, daß die Wahrnehmungsentsprechungen im Gehirn entstehen. Sie repräsentieren zwar die Außenwelt des Hirns, aber sie sind nicht außerhalb des Organs, sondern darin. Sie sind Teile der Funktionseinheit, die das Gehirn als Steuerungsorgan darstellt.

Das leuchtet - wie gesagt - ohne weiteres ein. Eine Information kann vom Gehirn nur dann "verstanden" werden, wenn sie in das Gehirn hineingelangt ist. Daher muß das Gehirn die Außenwelt in sich hineinholen. Erst wenn sie innerhalb der Funktionskreise des Hirns vorhanden ist, kann sie inhaltlich vom Gehirn begriffen und verwertet werden.

Wie geschieht dieses "Hineinholen"? Jedenfalls nicht derart, daß die auswärtigen Dinge in das Gehirn hineinstrahlen und dort plötzlich und unvermittelt auferstehen. Zwischen dem auswärtigen Ding und der hirneigenen Entsprechung gibt es keine Fernwirkung, weil es eine Fernwirkung im Naturgeschehen nirgendwo gibt. Das uns bekannte Naturgeschehen kennt nur die Nahewirkung, d.h. die in vielen Stufen ablaufende Kausalkette, die lediglich den Quantensprung als maximales Kettenglied zuläßt.

Wenn ein Apfel einen Meter vom Gehirn entfernt ist, dann erfährt das Gehirn von der Existenz des Apfels nicht in der Weise, daß der Apfel sich jäh und unerwartet an irgendeiner Stelle des Hirns abformt. Vielmehr geschieht es so: Das Licht, das der Apfel reflektiert, trifft auf das Auge. Nicht der Apfel, sondern der Lichtstrahl löst - qua Nahewirkung - über Netzhaut und Sehnerv das vielschichtige Geschehen aus, das letztlich zur Entstehung der Wahrnehmungsentsprechung führt. Diese ist sodann ein Symbol für die Information: "Apfel, einen Meter entfernt."

Bei allem müssen wir uns nämlich dieses vor Augen halten: Die Außenwelt, die das Hirn mit dem Ziel der Selbsterhaltung durchsteuert, ist ein weitgehend lebloses, indifferentes und sogar feindliches Medium. Diese Außenwelt sendet keine Informationen, schon gar nicht in das Gehirn hinein. Die Außenwelt sendet überhaupt nicht, wie sollte sie das auch tun? Das Gehirn vollzieht seine Informationsbeschaffung nicht derart, daß es gesendete Signale aufnimmt, sondern auf andere Weise.

Die Sinnesorgane, als Kontaktstellen und Horchposten an der Grenze der Funktionseinheit Hirn, nehmen die Reize auf, die - natürlich qua Nahewirkung - an sie herangelangen. Das Licht, das die Netzhaut trifft, die Wellenschwingung der Luft, die an das Ohr gelangt, die Wärme, welche die Haut berührt - alles das sind primäre Kontakte, die das Gehirn mit der Außenwelt verbinden. Die Inhalte, die diese Primärkontakte vermitteln, sind zunächst amorph, fragmentarisch, vielfach auch zufällig. Die Sinnesorgane und die diesen nachgeschalteten Stellen formen aus diesen ungeordneten Eingangsdaten - unter Verwendung von subtilen Erfahrungsprogrammen - die Informationen, die als Wahrnehmungsentsprechungen aufgebaut werden und dem Gehirn zur weiteren Verwertung zur Verfügung stehen.

So holt das Gehirn die Außenwelt in sich hinein. Nur das, was auf diese Weise in das Gehirn gelangt ist, steht dem Organ zu Gebote. Jetzt kann das Gehirn auf die Erfordernisse reagieren, die von der Außenwelt ausgehen, indem es auf den eigenen solchermaßen hergestellten Informationsbestand zurückgreift. Wenn wir diesen Rückgriff auf den eigenen Informationsbestand als Wahrnehmung begreifen (und nicht das Hereinholen der Information), dann sind wir der Definition der Wahrnehmung im IV. Kapitel schon sehr viel näher gekommen. Dann ist Wahrnehmen ein intransitives Geschehen, eine Selbsterfahrung, ein Erleben der eigenen Struktur, ein Innewerden dessen, was bereits in uns entstanden ist. Versteht man Wahrnehmen in diesem Sinne, dann kann eine Funktionseinheit nur das wahrnehmen, was bereits in ihr enthalten ist. Was jenseits dieser Einheit existiert, ist für diese nicht erfahrbar.

Freilich geht der - so verstandenen - Wahrnehmung ein anderer Vorgang voraus. Die Struktur, die Gegenstand und Inhalt der Wahrnehmung sein wird, muß erst geschaffen werden. Diese Entstehung wird, wie dargestellt, von Gegebenheiten außerhalb der Struktur beeinflusst. Sie steht - zumindest in der Regel - mit Vorgängen jenseits der Struktur in einem sinnvollen Zusammenhang. Dieser Entstehungsvorgang ist aber nicht die Wahrnehmung; er ist der Wahrnehmung vorgeschaltet (wäre dieser Vorgang zugleich Inhalt der Wahrnehmung, ergäbe sich wahrscheinlich eine heillose Verwirrung, die jede vernünftige Steuerung zunichte machen müßte). Erst wenn die Daten in die Struktur eingespeist worden sind und hierzu die erforderliche Gestalt angenommen haben, beginnt die Wahrnehmung, die sich dann freilich auf die Gestalt beschränkt, in welcher die Daten nunmehr erscheinen. Was der Struktur nicht angepaßt und eingefügt wurde, ist der Struktur nicht zugänglich. Wenn ein Fremdkörper - etwa durch eine Verletzung - in das Gehirn gelangt, wird dieser vom Gehirn nicht erfahren (auch nicht vom zugehörigen Ich), denn er ist nicht integriertes Teil der Gehirnstruktur. Das Gehirn erfährt auch nicht den Apfel, auf den das Auge schaut, sondern die Gehirnstruktur, die sich aufgrund des optischen Eindrucks im Gehirn bildet. Das Gehirn weiß also nicht, wie der Apfel beschaffen ist: es kennt nur den Schriftzug in sich, der den Apfel bedeutet. Dieses Wissen reicht für den Steuerungsprozeß völlig aus. Weitergehendes Wissen wäre unnütz und daher schädlich.

Ich halte es für sehr wichtig, daß man den Vorgang der "Wahrnehmung" nur in diesem Sinne, als Innewerden der eigenen Struktur, als Rückgriff auf eigene Bestandteile versteht. Wer wahrnimmt, erfährt sich selber. Was nicht eigener Bestandteil ist, liegt jenseits des eigenen Horizonts. Ich wiederhole: Wollte man das Zustandekommen einer Wahrnehmung anders deuten, dann müßte man eine geheimnisvolle Fernwirkung zugrunde legen, die nicht erklärt werden kann und die nichts erklärt. Wahrnehmen, das ist kein Aufflammen mystischer Bilder in der Steuerungseinheit, die in Wahrheit nicht in dieser enthalten sind. Wenn etwa ein Gehirn eine Blume wahrnimmt, die - selbstverständlich - außerhalb des Gehirns anzutreffen ist, dann kann dieses Geschehen nicht so verstanden werden, daß auf seltsame Weise im Gehirn eine Blume aufleuchtet, gleichsam der Astralleib einer Blume.

Vielmehr führt vom Auge über den Sehnerv eine Impulsfolge zum Gehirn, welche - nach vielen Zwischenstufen - eine physiologische Entsprechung im Gehirn entstehen läßt. Diese wird vom Gehirn wahrgenommen, und nicht die Blume. Darum gibt es ja diesen komplizierten Prozeß der Dateneinspeisung, der vom Sinnesorgan ausgeht und die Daten in mannigfacher Weise umformt

und verfremdet. Dieser Prozeß hat den einzigen Sinn, die Informationen zu Bestandteilen des Hirns zu machen und hier die Voraussetzungen zu schaffen, daß sie dem Gehirn verfügbar werden. Was nicht als Folge eines solchen Prozesses im Gehirn entsteht, kann von diesem nicht erfahren werden.

Mit dieser Erkenntnis sind wichtige Grenzen dessen gezogen, was eine Einheit erfahren kann. Was nicht integrierter Bestandteil dieser Einheit ist, muß ihr notwendig verborgen bleiben. Nichts und niemand kann über die Grenzen des eigenen Selbst etwas wahrnehmen. Nur was mir zugehört, ist mein Besitz, nur dieses kann ich erfahren. Was jenseits der wahrzunehmenden Struktur liegt, wird von dieser nur insoweit erlebt, als es Spuren in der Struktur hinterläßt. Was die Struktur erlebt, sind sodann allein diese Spuren.

Was also nimmt das Gehirn wahr, wenn die aufgezeigten Prämissen zutreffen? Wie müßte die Welt aussehen, in der das Gehirn lebt? Das Gehirn könnte nichts anderes erfahren als das, woraus es besteht. Es könnte nichts anderes erleben als das, was seine Teile sind. Hiernach wäre die Wirklichkeit des Gehirns eine Welt aus Neuronen und Synapsen, umspült von elektrischen Entladungen und hormonellen Abläufen. Eine gespenstische Welt! Und in der Tat: Der mehrfach zitierte außerirdische Beobachter, der nur die objektiven Sachverhalte aufnimmt, würde ohne Zögern vermuten, das Innenleben des Gehirns könne nur aus den genannten Gehirnbestandteilen bestehen. Welche Erlebnisse sollte man dem Gehirn unterstellen, wenn man nur das Gehirn als solches kennt. Schließlich ist das Gehirn auf seine Steuerungsaufgabe in allen Teilen und Bereichen vorzüglich eingestellt. Warum sollte es etwas erleben, was hierüber hinausgeht? Warum sollte es etwas erfahren, was nicht sein Teil ist? Warum sollte es Bilder erleben, Blumen, Sterne, Menschen, Geräusche und Düfte, wenn feststeht, daß nichts davon in ihm enthalten ist und wenn darüber hinaus kein Zweifel möglich ist, daß derartige Bilder im Vollzug der Steuerung völlig überflüssig wären und daher nur Verwirrung stiften könnten?

Auch wir würden ohne Zögern annehmen, die Welt, die dem Gehirn eines Mitmenschen zugänglich ist, sei eine Welt aus Neuronen, Molekülen und elektrischen Vorgängen, wenn wir diesen Mitmenschen ohne Rücksicht auf unsere eigene Beschaffenheit beurteilen würden, d.h. wenn wir gleichsam bei der Erforschung des Mitmenschen vergessen würden, daß dieser unseresgleichen ist. Aber wir stellen fest: Auch wir, die Fragesteller, sind Menschen wie jener. Auch wir haben Gehirne, die sich von den Gehirnen der Mitmenschen im Grundsatz nicht unterscheiden. Auch unser Gehirn besteht - nachweisbar - aus Neuronen, elektrischen Impulsen und Hormonen.

Gleichwohl müssen wir zu unserer Verblüffung erkennen, daß unsere Welt ganz anders ist als der Inhalt des Hirns.

Wir erleben Vögel und Tiere, Gebirge und Meere, Wolken und Gräser - alles Dinge, von denen wir im Gehirn nicht die Spur entdecken. Wir erfahren den Klang einer Glocke und den Duft einer Rose, Vorgänge, die dem Gehirn unendlich fremd sein müßten. Andererseits erleben wir nichts von der Welt des Gehirns. In unserem Bewußtsein erscheinen keine Neuronen, keine elektrischen Potentialen, keine Hormone, keine Neurotransmitter. In unserem subjektiven Erleben gibt es keine Andeutung des Gehirns, keine Reste dieses seltsamen Organs. Selbst wenn man versucht, sein Bewußtsein zu erweitern - etwa durch Meditation oder psychodelische Drogen - stößt man niemals zu Erlebnisformen vor, die in irgendeiner Weise an das Gehirn erinnern. Obwohl wir unser Bewußtsein - schon ex definitione - in allen Einzelheiten kennen, ist das Gehirn für uns ein fremdes, geheimnisvolles Land, in dem wir uns kaum zurechtfinden - trotz der Fortschritte der Wissenschaft.

Hierfür gibt es zunächst eine Erklärung, die sehr nahe liegt und zudem schon aus den bisherigen Erörterungen folgt: Das Ich, dem die geschilderten Bewußtseinsinhalte zugehören, ist etwas anderes als das Gehirn. Ich hatte bereits im Einzelnen dargelegt, daß die physiologischen Wahrnehmungsentsprechungen etwa anderes sein müssen als die zugehörigen Wahrnehmungen. Dasselbe muß für alle Ichfunktionen und etwa vorhandene physiologische Entsprechungen gelten. Allgemein lautet die Erkenntnis: Das Ich und das Gehirn sind zweierlei. Zwischen beiden Größen besteht keine Identität. Zwar muß es zwischen beiden eine intensive Beziehung geben, aber diese läßt sich durch die Kategorie der Identität nicht sinnvoll umschreiben.

Identität setzt Gleichheit der Beschaffenheit voraus. Diese Gleichheit muß uneingeschränkt bestehen, andernfalls wäre es sinnlos, von Identität zu reden. Größen, die in irgend einem Punkt verschieden sind, können daher nicht identisch sein. Schon daher kommt Identität im Falle des Ichs und des Gehirns nicht in Betracht, denn beide Wesenheiten sind im höchsten Grade verschieden. Die Verschiedenheit zeigt sich auch und gerade in dem Umstand, auf den wir gestoßen waren, nämlich darin, daß im Bewußtsein keine Gehirnbestandteile erscheinen, sondern Gebilde ganz anderer Art, die ihrerseits im Gehirn nicht wiederzufinden sind. Wir hatten erfahren, was die Wahrnehmung ist: Sie ist das Innewerden der eigenen Struktur. Bei dieser Prämisse kann in der Wahrnehmung immer nur das erscheinen, was zu der eigenen Struktur gehört. Wenn gleichwohl in der Wahrnehmung Inhalte erscheinen, die vom Gehirn verschieden sind, kann dies nur bedeuten,

daß die Wahrnehmungen bzw. ihre Inhalte nicht zu den Strukturen des Hirns gehören. Hiernach sind die Strukturen des Ich nicht die Strukturen des Hirns. Dann aber ist die Beschaffenheit des Hirns eine andere als die Beschaffenheit des Ich. Folglich können beide Gegebenheiten nicht dasselbe sein.

Die Frage wäre vielleicht anders zu beurteilen, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, das menschliche Bewußtsein sei sozusagen die "Innensicht" des Gehirns. Dieser Gedanke, der in der einschlägigen Philosophie gelegentlich zum Ausdruck kommt²⁷, ließe sich etwa so umschreiben: Wer das Gehirn von außen sieht, erfährt es als Gehirn, d.h. als das bekannte Organ, das von den Hirnschalen umschlossen wird. Aber das Gehirn, das seiner selbst inne wird, erfährt sich nicht als Gehirn, sondern als Bewußtsein. Dies würde allerdings voraussetzen, daß das Selbsterleben im Falle des Gehirns zu Erlebniszuständen führt, die ganz anders sind als das, was im Organ tatsächlich enthalten ist. Der Blick nach innen müßte ein ganz anderes Bild ergeben als der Blick von außen. Mit anderen Worten: Wir müßten annehmen, daß aus dem Selbsterleben einer Struktur ein Gestaltwandel erwächst. Für eine solche Annahme gibt es aber überhaupt keine Rechtfertigung. Im Gegenteil, ein solcher Gestaltwandel wäre recht eigentlich ein Wunder, und von Wundern wollen wir nicht reden (vgl. hierzu die näheren Ausführungen im VII Kapitel).

Das Bewußtsein ist hiernach nicht die "Innenbetrachtung" des Hirns, anders gesagt: Das Icherleben kann nicht das Gehirn sein, das sich selber erlebt. Das folgt übrigens noch aus einem weiteren Grunde. Würden wir das Bewußtsein als Selbsterleben des Hirns bewerten, dann müßte man sagen: Das Ich erlebt das Gehirn als Bewußtsein. Daraus würde folgen: Das Ich erlebt das Gehirn nur als Bewußtsein, denn alles Icherleben wäre - bei Annahme der Identität von Ich und Gehirn - notwendig Teil der Innensicht des Hirns. Dem stünde die simple Erfahrung gegenüber, daß wir auch das Hirn als solches kennen (d.h., daß wir das Gehirn gewissermaßen auch von außen sehen).

Das Hirn - auch das eigene - ist uns wenigstens prinzipiell auch als solches zugänglich. Es ist Teil der objektiven Dingwelt, die wir im Bewußtsein und allein mit Hilfe des Bewußtseins erfahren. Hier erscheint mir das Gehirn übrigens so, wie es ist, und keineswegs in anderer Gestalt. Wenn nämlich bisher vom Gehirn die Rede war, dann war immer das Gehirn gemeint, das wir mit Hilfe unseres Bewußtseins zu erfahren und zu erforschen vermögen. Was anderes hätte auch gemeint sein können? Auch die Naturwissenschaft spricht allein von dem Gehirn, das als Erfahrung in unserem Bewußtsein erscheint; entsprechendes gilt für die Philosophie. Wenn wir uns über den Antagonismus von Hirn und Bewußtsein verbreiten, meinen wir immer das Gehirn, so wie wir es

erfahren, und das Bewußtsein, so wie wir es erleben. Andernfalls wäre eine sinnvolle Fragestellung nicht möglich.

Hiernach ergäbe sich: Wenn das Bewußtsein als Selbsterleben des Gehirns zu verstehen wäre, dann müßte man zu der Schlußfolgerung gelangen, das Gehirn erlebe sich selber zweimal, einmal - zur Gänze - als Bewußtsein, darüber hinaus als Hirn, so wie es ist, insoweit als Teil des Bewußtseins. Das Gehirn erschiene mithin sich selber als Ganzes und als Teil seiner selbst, entgegen dem Lehrsatz, daß das Ganze nicht zugleich Teil des Ganzen sein kann. Das Bild des Gehirns wäre dann ein Segment, ein Ausschnitt seiner selbst; es wäre zudem eine zutreffende Wiedergabe des Hirns, obwohl die Bilder, die im Bewußtsein erscheinen, sich im übrigen von der Beschaffenheit des Hirns grundlegend unterscheiden. Der Gestaltwandel, den wir im Falle des Selbsterlebens unterstellen müßten, würde also im Falle des Gehirns - und nur bei diesem - entfallen. Welch ein krudes, paradoxes und ungereimtes Erlebnis! Dagegen werden alle Widersprüche und Aporien vermieden, wenn man sagt: Ein Gestaltwandel durch Selbsterleben findet nicht statt. Die Annahme eines solchen Gestaltwandels ist dann überflüssig, wenn man Identität von Ich und Hirn verneint.

An dieser Einsicht halten wir fest: Die Welt, die dem Ich zu Gebote steht, das heißt die Welt des bewußten Erlebens, der Wahrnehmungen, der Gedanken und Empfindungen, kann nicht dasselbe sein wie zwei Handvoll Körpersubstanz, und mag diese noch so komplex und reich gegliedert sein. Das Ich besteht in einer anderen Welt als der Leib und das Hirn. Die Gedanken bewegen sich frei von den Fesseln des Raumes; sie sind durchaus nicht in die Enge der Hirnschalen eingezwängt. Die Phantasie vermag Schlösser zu bauen; diese sind im Raume nirgendwo, schon gar nicht im Gehirn. Die Gehirnkorrelate, die diesen Phantasiegebilden entsprechen, sind keine Abbilder dieser Schlösser, sondern von anderer Bauart. Das Sonnenlicht, das wir erleben, scheint nicht im Gehirn; denn dort ist es dunkel, auch am hellen Tage.²⁸ Die Melodie, die im Ohr ertönt, klingt nicht im Hirn; denn dort herrscht Stille. Mein Hirn ist eine fremde, exotische Welt, die ich weder kenne noch begreife. Das soll ich selber sein? Wer hier Identität fordert, strapaziert diesen Begriff zur Unkenntlichkeit. Wenn das Ich und das Gehirn identisch sein können, dann kann alles auf der Welt identisch sein - man muß es nur dazu erklären!

Soweit wären wir also gelangt. Unsere Streifzüge durch die Welt des Gehirns haben uns zwar wichtige Aufschlüsse vermittelt. Aber der Fragestellung dieses Buches sind wir nicht näher gekommen. Die Beziehung zwischen Wahrnehmung und der Hirnstruktur ist rätselhaft wie am ersten Tage. Wir haben zwar etwas über Begriff und Funktion einer Wahrnehmung erfahren. Wir

wissen, daß es sich dabei um das Selbsterleben eigener Bestandteile handelt. Aber gerade diese Erkenntnis machte uns deutlich, wie unnahbar das Rätsel der WP-Beziehung nach wie vor ist. Denn das, was das Gehirn wahrnimmt - wenn es etwas wahrnimmt - kann doch immer nur sein, was zu seinen Bestandteilen und Strukturen gehört. Die Wahrnehmungen, die das Ich erlebt, können hiernach nicht aus dem Gehirn erwachsen, sie müssen aus anderer Quelle entstehen.

Was für das Gehirn gilt, muß auch für das Ich gültig sein. Auch das Ich kann nur wahrnehmen, was zu seinen Bestandteilen gehört. Die Bilder, die wir als Wahrnehmung erleben, müssen mithin unsere Teile sein. Das sind sie, wie wir längst wissen, in der Tat. Wahrnehmungen sind Ichfunktionen und als solche funktionale Bestandteile des Ich. Aber eine Frage bleibt offen: Wie kommen die Bilder, nach denen unsere Wahrnehmungen geformt sind, in das Ich, und was hat das Gehirn damit zu schaffen?

Ich hatte mehrfach dargelegt, daß das Gehirn nach seiner Aufgabe, seinem Aufbau, seiner Funktion und seiner Beschaffenheit überhaupt nicht geeignet ist, die Bilder unserer Wahrnehmungen in das Ich einzuschleusen. Das Gehirn ist ein Organ zur Steuerung des Körpers; hierfür ist es in jeder Beziehung geschaffen und geeignet. Für weitere Funktionen finden sich keinerlei Anhaltspunkte.

Das Gehirn ist insbesondere kein Apparat zur Erzeugung von Wahrnehmungen. Es ist - um es banal zu sagen - kein Wahrnehmungsproduzent. Die Beschaffenheit des Hirns belehrt uns, daß zwischen dem Gehirn und den Wahrnehmungen ein Produzent-Produktverhältnis nicht in Betracht kommt. Die Beziehung zwischen dem Hirn und den Wahrnehmungen ist gekennzeichnet durch eine seltsame wechselseitige Entsprechung bei völliger Bildlosigkeit. Eine solche Beziehung deutet nicht auf ein Erzeugerverhältnis. Ein erzeugendes Aggregat wird niemals so beschaffen sein, daß es sich als die vollständige Entsprechung seiner Erzeugnisse umschreiben ließe. Eine Mühle ist keine Entsprechung des Mehls in dem Sinne, wie die Wahrnehmungskorrelate Entsprechungen der Wahrnehmungserlebnisse sind. Die Struktur eines Ofens läßt sich nicht als Entsprechung der Struktur der erzeugten Wärme darstellen. Ein Organ, das Körpersäfte ausscheidet, besitzt keinen Aufbau, der eine Entsprechung der Körpersäfte wäre. Warum sollte beim Gehirn etwas anderes gelten?

Das Gehirn ist kein Wahrnehmungserzeugungsapparat, es schafft keine Bilder für das Ich. Die Bilder, welche das Ich bevölkern, müssen aus anderer Quelle kommen. Bemerkenswerterweise sind diese Bilder keine Erfindungen des Ich, es sind keine Chimären aus der Küche eines hybriden

Subjekts. Vielmehr haben diese Bilder einen durchaus realen Ursprung. Die Rose, die in der Wahrnehmung erscheint, existiert wirklich, und zwar so, wie wir sie wahrnehmen. Wer das bezweifelt, muß folgerichtig in Abrede stellen, daß das Gehirn so existiert, wie wir es erfahren; denn auch dieses erfahren wir nur aufgrund unserer Wahrnehmungen. Wer das Gehirn ernst nimmt, der muß auch die Rose ernst nehmen, denn beides erfährt er auf die gleiche Weise.

Wie aber gelangt das Bild der Rose in das Ich? Wir stellen fest, daß der Ursprung des Bildes nicht im Gehirn verwirklicht ist, sondern jenseits dieses Organs. Es gibt ferner keinen Anhaltspunkt, wonach der Weg des Bildes in das Ich über das Gehirn führt. Das Gehirn schafft diesem Bilde keinen Einlaß in das Ich - im Gegenteil; es zertrümmert das Bild, sobald es von außen - über die Kanäle der Sinnesorgane - in das Gehirn eindringt, und übersetzt es in seine krause Gehirnsprache, die uns fremder ist als die Sprache der Etrusker.

Der Weg von der Rose zur Wahrnehmung der Rose kann hiernach nicht gut über das Gehirn verlaufen; dieses wäre vielmehr ein sinnloser Umweg, der mit den realen Gegebenheiten bei nüchterner und unbefangener Betrachtung schlechterdings nicht vereinbar ist (Hinweis auf Kapitel IX). Dennoch besteht eine Beziehung zwischen dem Hirn und der Wahrnehmung. Diese folgt zum einen aus dem WP-Prinzip, ferner auch aus der alltäglichen Erfahrung, daß unsere Sinnesorgane etwas mit unseren Wahrnehmungen zu tun haben. Schließlich wissen wir, daß die Sinnesorgane ihre Signale in das Gehirn leiten und daß die Wahrnehmung unterbleibt, wenn die Verbindung vom Sinnesorgan zum Gehirn gestört ist. Wie aber aus den geschilderten körperlichen Abläufen eine Wahrnehmung entsteht, entzieht sich unserer Kenntnis. In der Antwort auf diese Frage sind wir noch keinen Schritt weiter gekommen.